

**Kendall Kane**

**WILDER WESTEN**

**Tod in den Lava Beds**

**WWW.GEISTERSPIEGEL.DE**



## **Wilder Westen**

Die große historische Serie über den wahren Wilden Westen

von Kendall Kane

Der Mythos des Wilden Westens wirkt bis heute nach.

Das Vordringen der Pelzjäger, die Eroberung des Westens durch die weißen Siedler, der Bürgerkrieg, Cowboys und Revolvermänner sowie der Bau der Eisenbahn und die Auseinandersetzungen mit den Indianern, all das waren Ereignisse, die diese Zeit prägten.

»Wilder Westen« erzählt diese Geschichte in halbdokumentarischer Weise nach.

Zusammengesetzt aus Textpassagen, die dem Fundus bis heute erschienener Fachbücher entnommen wurden, aus niedergeschriebenen Erlebnissen damaliger Zeitgenossen, alten Presseberichten und neuen, bisher noch nicht veröffentlichten Erzählungen aus der Feder des Autors Kendall Kane.

Historisch korrekt, so wie es wirklich war.

## **Tod in den Lava Beds**

Krieg und Untergang der Modocs  
Stationen einer indianischen Tragödie

Es war ein eiskalter Tag.

Schnee lag auf den braunen Hügeln von Nordkalifornien und fast alle Flüsse und Bäche des Landes waren zugefroren, als sich Major James Jackson mit achtunddreißig Soldaten der First Cavalry beinahe lautlos auf das schlafende Indianerlager zubewegte.

Kurz vor ihrem Ziel ließ der Major seine Abteilung hinter einer schneebedeckten Hügelkette anhalten. Dahinter lag der Lost River und dort befand sich das Zeltlager der ahnungslosen Modocs. Der Stamm hatte sich hierher zurückgezogen, um in der Abgeschiedenheit des Lost River Valleys sicher und warm zu überwintern.

Aber die Soldaten hatten an diesem nasskalten Novembermorgen mit den Modocs ganz andere Pläne. Ihr Auftrag lautete, die Indianer wieder ins Reservat Klamath umzusiedeln, notfalls mit Gewalt. Major Jackson hatte dabei vollkommen freie Hand, was den Umgang mit den Indianern betraf. Er konnte mit ihnen tun und lassen, was er für richtig hielt, nur eines durfte er nicht; unter keinen Umständen die Modocs hier weiterhin siedeln zu lassen.

Inzwischen war einfach zu viel geschehen.

Die Jagdgründe der Modocs am Tula Lake waren einst grenzenlos wie der Himmel. Es gab genügend Rehe, Antilopen, Wasservögel, Fische und Camaswurzeln für alle und der Boden war fruchtbar und ertragreich. Deshalb hatten die Indianer anfangs auch nichts gegen die weißen Sied-

ler, die nach dem Ende des Bürgerkrieges in immer größerer Zahl ins Land strömten. Im Gegenteil, Kintpuash, ihr Häuptling, mochte die Weißen, ihre Kleider, ihre Häuser, ihren Lebensstil und so dauerte es nicht lange, bis die Modocs in ihre Siedlungen kamen, um dort Handel zu treiben und Waren zu tauschen.

Aber schon bald mehrten sich die Stimmen, die Armee und Politiker aufforderten, endlich dafür zu sorgen, dass die Indianer das Land verließen. Zum Teufel mit den Modocs! Mit welchem Recht beanspruchten diese Wilden eigentlich eine der fruchtbarsten und wildreichsten Regionen des ganzen Landes für sich alleine?

Diese roten Heiden wussten seinen Wert doch überhaupt nicht zu schätzen.

Die Stimmen wurden lauter und so dauerte es nicht lange, bis die Modocs genötigt wurden, einen Vertrag zu unterschreiben, der sie zwang, in das Reservat Klamath umzusiedeln.

Das war der Zeitpunkt, an dem die Tragödie des kleinen Volkes begann.

In dem Reservat lebten die Klamath-Indianer, die Erbfeinde der Modocs. Sie betrachteten die Modocs als Eindringlinge, zumal die Regierung die zugeteilten Rationen an Waren und Lebensmitteln nach deren Zuzug nicht erhöhte. Deshalb sorgten sie dafür, dass die Modocs bei ihrer Verteilung meistens leer ausgingen. Als Kintpuash sah, wie seine Leute hungerten, verließ er mit ihnen das Reservat wieder und ging nach Süden ins Lost River Valley, wo sie früher gelebt hatten. Die weißen Rancher und Farmer, die inzwischen das Tal unter sich aufgeteilt hatten, beschwerten sich daraufhin sofort bei den Regierungsbehörden.

Im Sommer 1872 forderte das Indian Bureau Kintpuash auf, wieder ins Reservat Klamath zurückzukehren. Doch der Häuptling bat, den Modocs irgendwo am Lost River ein Stück Land zur Verfügung zu stellen, da sie

mit den Klamaths nicht zusammenleben konnten. Der Kommandant der Militärregion Pazifik, General Edward Canby, zeigte zwar Verständnis für ihre Situation, aber die Rancher protestierten erneut dagegen, den Modocs einen Teil des fruchtbaren Weidelandes zu überlassen, obwohl es eigentlich rechtmäßig immer noch den Indianern gehörte.

Canbys Vorgesetzte in der Regierung gaben dem Druck der weißen Rancher und Siedler schließlich nach und wiesen im Herbst 1872 die Modocs an, endgültig ins Reservat Klamath zurückzukehren. Als sich Kintpuash erneut weigerte, erhielt die Armee den Auftrag, die Indianer mit Gewalt umzusiedeln. Der Befehl dazu wurde Major Jackson übertragen.

Jackson war eigentlich alles andere als ein großer Indianerkämpfer, im Gegenteil, insgeheim bewunderte er sogar den roten Mann. Aber der Major war nun mal Soldat und ein Soldat gehorchte Befehlen.

Inzwischen war Schneeregen aufgekommen und es wurde von Minute zu Minute kälter.

Major Jackson starrte einen Moment lang nachdenklich auf die Hügelkette, hinter der sich das Indianerlager befand. Dann zuckte er mit den Schultern, als ob ihm soeben bewusst geworden war, dass er an dem, was nun geschah, sowieso nichts mehr ändern konnte. Seufzend stieg er vom Pferd und erteilte den Soldaten letzte Anweisungen.

»Also gut«, sagte Jackson abschließend und wandte sich danach an seine beiden Offiziere. »Dann wollen wir mal, meine Herren. Jeder vierte der Männer bleibt bei den Pferden und als Rückendeckung zurück, alle anderen kommen mit mir. Wir werden als Erstes das Dorf umzingeln, dabei hat jedermann seinen Karabiner schussbereit in den Händen zu halten. Geschossen wird aber nur, wenn ich den Befehl dazu erteile, verstanden?«

Die Männer sagten kein Wort, sie salutierten nur.

Der Major drehte sich um, hob eine Hand und gab das Signal zum Aufbruch.

Die genagelten Stiefelsohlen der Soldaten knirschten in der Morgendämmerung bei jedem Schritt beinahe überlaut auf dem gefrorenen Boden und deshalb wurde es im Lager der Indianer auch rasch lebendig, während sie die Wigwams umzingelten.

In den Tipis der Modocs entstand Bewegung.

Die Dorfhunde begannen zu bellen, hier und da wurden die ersten Eingangsklappen der Zelte zurückgeschlagen und einige halbangezogene Indianer starrten neugierig ins Freie.

Als die Soldaten das Lager umstellt hatten, versammelten sich mehrere bewaffnete Modocs in der Dorfmitte und riefen immer wieder aufgeregt dieselben Worte zu der Phalanx der bewaffneten Soldaten hinüber.

»Können Sie mir vielleicht erklären, was das zu bedeuten hat?«, wollte Major Jackson von seinem Scout wissen. »Ich verstehe kein Wort von ihrem Kauderwelsch.«

»Das da vorne ist Scarfaced Charley«, erklärte der Mann und deutete dabei auf einen entsetzlich vernarbten Indianer, der offensichtlich der Wortführer der Männer war. »Er ist einer der Unterhäuptlinge des Stammes und will wissen, was wir hier wollen.«

»Dann sagen Sie ihm, dass ich mit ihrem obersten Häuptling sprechen will, und zwar sofort.«

Der Scout nickte und trat ein paar Schritte nach vorne.

Dann richtete er einige Sätze an Scarfaced Charley, wobei er meist Worte und Begriffe im Modocdialekt benutzte. Er sprach dabei schnell und mit nervösen Gesten, als würde ihm die Situation nicht behagen. Während sich die Indianer noch beratschlagten, erschien am östlichen Lagerrand eine Gestalt, die zielstrebig auf den Major zulief.

»Wer ist der Kerl?«, wollte Frazier Boutelle wissen.

Der Offizier stand an Jacksons rechter Seite und wippte arrogant in den Stiefeln, während er den herankommenden Indianer mit geringschätzigen Blicken musterte.

Der Scout verzog missmutig das Gesicht. Er hatte den hochnäsigen Leutnant noch nie besonders leiden können, aber als Rangniederer konnte er ihm eine Antwort nicht verweigern.

»Dieser Kerl da, wie Sie ihn nennen, ist der oberste Häuptling der Modocs. Sein indianischer Name ist Kintpuash, unter den Weißen ist er besser bekannt als Captain Jack.«

»Captain Jack?«, echote Boutelle herablassend. »Seit wann ist es in diesem Land erlaubt, dass sich die Wilden mit Offiziersrängen schmücken dürfen?«

»Seit ihn die Siedler; die seinen indianischen Namen nicht aussprechen können, so genannt haben«, antwortete der Scout spröde. »Er trug damals bei den letzten Friedensverhandlungen eine Armeejacke, die ihm irgendeiner der Soldaten geschenkt hatte.«

Boutelle brummte ein paar unverständliche Worte, die bestimmt keine Freundlichkeiten waren, und betrachtete den Indianer erneut, diesmal allerdings etwas eingehender.

Kintpuash war ein gutaussehender, stattlicher Indianer mit einem sanftmütigen Gesicht und melancholisch dreinblickenden Augen. Er trug sein Haar in der Mitte gescheitelt und für einen Indianer ungewöhnlich kurz und schmucklos. Der Rest seiner Gestalt war an diesem nasskalten Morgen unter einer derben, viel zu weiten Jacke und einer dunklen Stoffhose verborgen.

Unbeeindruckt ob der bewaffneten Soldaten baute er sich vor Jackson auf und fragte den Offizier in schwerfälligem, aber fehlerfreiem Englisch nach dem Grund seines Hierseins.

»Der große weiße Vater schickt mich«, antwortete der Major und brei-

tete salbungsvoll die Hände aus. »Er macht sich Sorgen um dein Volk. Obwohl man euch schon mehrmals darum gebeten hat, wieder zurück ins Reservat zu kommen, lebt ihr verbotenerweise noch immer in diesem Tal. Du weißt, dass dieses Land eigentlich den weißen Ranchern und Farmern gehört. Diese Leute sind inzwischen sehr wütend und tragen alle Waffen. Deshalb wurde mir befohlen, dich und dein Volk wieder ins Reservat Klamath zurückzubringen, bevor noch Schlimmeres geschieht.«

»Aber wir können nicht in dieses Reservat zurück. Dort leben die Klamath, sie sind unsere Feinde, sie lügen und betrügen uns, wo sie nur können. Sie stehlen unser Feuerholz, verbieten uns zu jagen und schlagen meine Leute.«

Jackson nickte wissend, er hatte von diesen und ähnlichen Dingen bereits gehört.

»Das wird nicht mehr passieren, ich werde mit der Reservationsverwaltung reden. Du hast mein Wort. Aber jetzt genug geredet, packt eure Sachen zusammen und lasst uns aufbrechen, bevor es noch kälter wird.«

»Gut«, erwiderte Captain Jack nach einem Moment des Nachdenkens. »Dann werde ich diesmal mitgehen. Ich werde alle meine Leute mitnehmen, aber von jetzt an wird kein Modoc mehr Vertrauen zu dem haben, was ihr Weißen uns sagt.«

»Wie meinst du das?«

»Das fragt ihr noch? Ihr kommt hier in mein Lager, wenn es noch dunkel ist, und erschreckt unsere Frauen und Kinder. Ihr tragt alle Waffen, was soll das? Ich laufe nicht vor euch weg. Kommt wie Männer zu mir, wenn ihr mich sehen oder sprechen wollt.«

»Hör zu, ich will keinen Streit mit euch«, entgegnete Jackson beschwichtigend. »Aber ich muss darauf bestehen, dass ihr jetzt alle aus euren Zelten kommt. Ich muss dem Großen Vater berichten, dass alle

von deinen Leuten ins Reservat zurückkehren werden.«

Jack drehte sich um und rief einige Worte zum Lager hinüber, die mehr gegrunt als gesprochen klangen. Kurze Zeit später hatten sich alle Dorfbewohner in einer langen Reihe vor den Soldaten aufgestellt, insgesamt siebzig Krieger mitsamt ihren Familien.

Viele der Kinder weinten, während ihre Eltern in dem immer stärker werdenden Schneeregen beinahe stoisch vor den Augen der Soldaten verharrten.

Bedächtig ließ Jackson seine Blicke über die Reihen der Indianer gleiten.

Schließlich begann er zufrieden zu nicken und zeigte auf die kümmerlichen Überreste eines halberfrorenen Salbeibusches, während er Captain Jack auffordernd in die Augen sah.

»Leg jetzt dein Gewehr dorthin!«

»Warum?«, fragte Jack.

Unruhe entstand unter den Modocs, da viele von ihnen die Worte des Majors verstanden hatten.

Der Offizier musterte Jack mit einem ernsten und gleichzeitig erwartungsvollen Blick.

»Weil du der Häuptling bist. Leg dein Gewehr dorthin und alle deine Krieger sollen das Gleiche tun. Macht einfach, was ich sage, und es wird keinen Ärger geben.«

Jack zögerte einen Moment.

Er wusste, seine Männer würden ihre Waffen nicht abgeben wollen.

»Ich und meine Krieger haben noch nie gegen Weiße gekämpft«, entgegnete er voller Inbrunst. »Und wir haben auch nicht die Absicht, das zu tun.«

»Ich weiß und deshalb werde ich auch dafür sorgen, dass euch nichts geschieht«, entgegnete Jackson. »Aber ich muss trotzdem darauf beste-

hen, dass ihr eure Waffen abliefert.«

Der Häuptling seufzte, während er seine Waffe neben den Salbeistrauch legte. Mit einem Kopfnicken bedeutete er den anderen Kriegern, das gleiche zu tun.

Stumm und mit ausdrucksloser Miene trat einer nach dem anderen von ihnen vor und legte sein Gewehr auf den aufgestapelten Haufen. Scarfaced Charley war der letzte der Krieger. Er legte sein Gewehr auf den Haufen, behielt aber die Pistole, die in seinem Gürtel steckte.

Als er sich abwandte, um zu seinen Stammesbrüdern zurückzukehren, hielt ihn die Stimme des Majors zurück.

»Einen Moment, ich glaube du hast da etwas vergessen.«

Der vernarbte Modoc drehte sich erstaunt um und zeigte dem Offizier seine Handflächen.

»Was soll das, ich habe doch mein Gewehr abgegeben.«

Der Major schüttelte den Kopf und deutete auf den Gürtel des Indianers. »Und was ist damit?«

Scarfaced Charley legte seine Hand auf die Pistole und schüttelte den Kopf.

»Das Gewehr ist genug.«

Major Jackson drehte den Kopf. Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen war er nicht gewillt, sich mit dem Indianer weiter auf eine Diskussion einzulassen. Stattdessen wollte er den Modocs gegenüber jetzt Stärke zeigen.

»Entwaffnen Sie ihn!«, befahl er Leutnant Frazier Boutelle scharf.

Der Offizier nickte und trat auf den Indianer zu. »Du hast gehört, was der Major gesagt hat. Los, gib mir Pistole, verdammt noch mal.«

Scarfaced Charley lachte schrill. »Ich bin kein Hund, den man anschreien kann.«

Boutelle zog seine Waffe aus dem Armeeholster und musterte den In-

dianer kalt.

»Gib mir endlich die Pistole und widersprich gefälligst nicht dauernd, du Hurensohn.«

»Ich bin kein Hund!«, wiederholte Scarface hart. »Ich werde meine Pistole behalten, ob es dir nun gefällt oder nicht.«

Boutelle knurrte wütend und zielte mit dem Lauf seiner Waffe auf den Kopf des Indianers. Aber bevor er den Finger am Abzug krümmen konnte, sprang Scarface zur Seite und riss seine Pistole aus dem Gürtel. Beide Männer feuerten gleichzeitig. Die Kugel des Modocs riss den Jackenärmel des Leutnants auf, während Boutelles Schuss fehlging.

Im nächsten Augenblick überschlugen sich die Ereignisse.

Mit einem wilden Schrei auf den Lippen sprang Scarface auf den Gewehrstapel zu und riss seine Waffe herunter. Einen Atemzug später taten es ihm die anderen Modoc-Krieger gleich.

Gellendes Kriegsgeschrei hallte durch das Tal, als die Indianer zum Angriff auf die Soldaten übergingen.

»Major!«, schrie Boutelle beinahe flehend. »Geben Sie endlich Befehl zum Feuern oder die Indianer werden uns alle massakrieren.«

Major Jackson warf einen kurzen Blick auf das Lager. Die Indianer waren inzwischen alle wieder bewaffnet und die ersten Schüsse pfften seinem Kommando bereits um die Ohren. Mit blitzenden Augen voller Scham und Zweifel erkannte er, dass ihm die Kontrolle über das Geschehen inzwischen völlig aus den Fingern geglitten war. Aber erst, als neben ihm ein Soldat getroffen zu Boden sank, befahl er seinen Männern, das Feuer zu eröffnen.

Innerhalb von Sekunden verwandelte sich das kleine Tal am Lost River in ein einziges Chaos aus Pulver, Blei und Tod.

Fast eine Minute lang donnerte ununterbrochen Gewehrfeuer durch den frühen Morgen.

Männer fluchten, Pferde wieherten, Frauen und Kinder schrien. Pulverdampf zog in stinkenden Schwaden durch das Tal und die Luft war erfüllt vom Schreien und Stöhnen der Verletzten und Sterbenden und dem Geruch von Blut, Tod und Vernichtung.

Die Verwunderung der Modocs über das Auftauchen der Soldaten hatte sich inzwischen in nackte Angst verwandelt, die sich in Windeseile im ganzen Dorf verbreitete. Während die Krieger verzweifelt versuchten, die Soldaten am Näherkommen zu hindern, rannten ihre Frauen und Kinder auf den einzigen Fluchtweg zu, der ihnen jetzt noch offenstand – das Flussbett des Lost Rivers.

Wenn es ihnen gelingen würde, sich zu ihren Kanus am Fluss durchzukämpfen, konnten sie vielleicht südwärts zum Tula Lake paddeln, um dort jenen legendären, heiligen Ort der Modocs zu erreichen, den bisher noch kein weißer Mann betreten hatte – die Lava Beds.

\* \* \*

Das erste Licht des neuen Tages tauchte die unwirtliche Felslandschaft der Lava Beds in graues Zwielflicht. Obwohl es bereits seit mehr als vierundzwanzig Stunden nicht mehr geschneit hatte, lag die weiße Pracht immer noch wie ein glitzernder Teppich fast handbreit hoch über dem Land.

Captain Jack stand hinter einem schroffen Lavafelsen, hielt sein Gewehr schussbereit in den Händen und starrte angestrengt nach vorne.

Der Wind, der ihm entgegenwehte, war eisig und brachte seine Augen zum Tränen. Doch er wischte sie nicht ab, stattdessen beobachtete er weiterhin den Horizont. Seine Blicke konzentrierten sich dabei auf jene Stelle im Südwesten, von der aus eine dunkle Gruppe geduckter Gestalten zielstrebig auf ihn zulief.

Sie kamen nur langsam näher.

Mit gemischten Gefühlen drehte sich der Modochäuptling um und überblickte für einen Moment das hinter ihm liegende Land.

Die Lava Beds waren eine Ansammlung erloschener Vulkane voller Felsspalten, Höhlen und Schluchten. Ihre großflächigen Felder aus Pāhoehoe-Lava, Fumarolen und bizarren Schlackenkegeln dehnten sich soweit aus, wie das Auge reichte. Außer einigen verkrüppelten, winterharten Stauden von Wüsten-Beifuß, vom Wind zerzauste Farne und verschiedenen Eidechsen schien es in dieser Welt aus dunklem Lavagestein kein anderes Leben zu geben. Ein leises Lächeln umspielte seine Lippen. Hier war sein Volk sicher, die Weißen hatten an diesen nutzlosen Felsen bestimmt kein Interesse. Dann richtete sich sein Blick auf die Höhle, die er als Stützpunkt ausgewählt hatte.

Das Versteck war eine kraterartige Grube, die von einem Netz aus natürlichen Gräben und Wällen umgeben und selbst von Nahem nicht einsehbar war. Hinter diesem natürlichen Schutzwall konnte sich sein Volk, wenn nötig, gegen eine ganze Armee verteidigen.

Einem glühenden Messer gleich wühlte der Schmerz in seiner Brust, als er unvermittelt wieder über die Ereignisse der vergangenen Tage nachdenken musste. Sein Herz krampfte sich zusammen, während vor seinem geistigen Auge wieder die Bilder verzweifelter Krieger, Frauen und Kinder aufkamen, die ihr Heil in der Flucht suchten und dabei direkt in das vernichtende Gewehrfeuer der Soldaten gerannt waren. Voller Entsetzen dachte er an die Gefallenen, die sie bei ihrer Flucht über den Fluss zurückgelassen hatten. Fünfzehn Männer, Frauen und Kinder, manche von ihnen lagen halb im Wasser, halb auf dem Land, andere waren von der eiskalten Strömung einfach fortgeschwemmt, während sich die Krieger im Uferschilf versteckten und die Frauen und Kinder in den Kanus auf dem Fluss um ihr Leben paddelten.

Unwirsch schüttelte er den Kopf, als könnte er damit die trüben Gedanken aus seinem Gedächtnis vertreiben. Danach wandte er sich zurück, um das Vorrücken der Gestalten wieder zu beobachten.

Inzwischen hatte die Sonne das Grau der Morgendämmerung aufgerissen und kam funkelnd zum Vorschein. Jetzt konnte er die Gestalten und die Farbe ihrer Kleidung ausmachen.

Es waren Modocs, insgesamt vierzehn Krieger, und ihr Anführer war der Mann, den die Weißen Hooker Jim nannten. Nachdem mehrere von seinen Leuten verhungert waren, hatte er mit seiner Gruppe ebenfalls die Reservation verlassen. Soviel Jack wusste, campierten sie auf der anderen Seite des Lost Rivers. Hookers Sippe ging schon immer ihre eigenen Wege, deshalb war er neugierig zu erfahren, was sie von ihm wollten. Die Männer liefen geduckt und wie im Gänsemarsch hintereinander. Als sie nahe genug heran waren, trat er hinter dem Felsen hervor und musterte sie eingehender.

Hooker Jim, ihr Anführer war stämmig und sehr kräftig gebaut. Dicht dahinter folgten ihm Curly Headed Doctor, Boston Charley und elf andere Modocs, die er zwar vom Sehen her kannte, aber deren Namen ihm entfallen waren.

»He-hau!«, sagte Captain Jack freundlich, aber bestimmt. »Was führt meine Brüder an einem kalten Tag wie diesem an den heiligen Ort unseres Volkes?«

Hooker Jim senkte den Blick zu Boden und stemmte beide Hände in die Hüften. Offensichtlich plagten ihn Seitenstiche; der Weg, den er und seine Begleiter zurückgelegt hatten, war scheinbar ziemlich lang und beschwerlich gewesen.

Nachdem sich sein Atem wieder einigermaßen beruhigt hatte, hob Hooker Jim den Kopf und starrte Jack beinahe flehentlich in die Augen.

»Du musst uns helfen!«, keuchte er.

»Warum?«, erwiderte der Modochäuptling wenig beeindruckt. »Soweit ich mich erinnern kann, hat sich eure Sippe noch nie groß um die Probleme der anderen Clans geschert. Weshalb also dieser plötzliche Sinneswandel?«

Hooker Jim senkte den Kopf und starrte erneut zu Boden.

»Es sind schlimme Dinge geschehen und wir brauchen jetzt eure Hilfe.«

»Was ist passiert?«

»Als die Soldaten euch umzingelt hatten, kamen mehrere Siedler in unser Lager geritten. Einige von ihnen waren, glaube ich, sogar betrunken.«

»Und?«, fragte Jack.

»Erst haben sie uns nur angeschrien, aber dann haben sie damit begonnen, auf uns zu schießen. Es war schrecklich. Sie haben einer Mutter ihr Kind aus den Armen geschossen, eine alte Frau getötet und mehrere Männer verwundet. Seither sind wir auf der Flucht.«

Der Häuptling der Modocs glaubte sich zu erinnern, bei ihrer Flucht aus der Richtung, in der sich Hooker Jims Lager befand, Gewehrfeuer gehört zu haben. Nachdenklich ließ er seine Blicke über Hookers Gruppe gleiten. Als er dabei in ihre Gesichter sah, glaubte er zu wissen, dass es da etwas gab, das sie ihm im Moment aber noch vorenthielten.

»Was geschah danach?«, fragte er deshalb.

Statt einer Antwort blieben die Männer stumm und versuchten seinen Blicken auszuweichen.

Die Stimme des Häuptlings wurde deutlich schärfer. »Warum schweigt ihr? In euren Augen kann ich deutlich lesen, dass die Geschichte, die ihr erzählt, noch nicht zu Ende ist. Also redet weiter, früher oder später werde ich ja sowieso alles erfahren.«

Einen Moment lang herrschte betretenes Schweigen, dann richtete sich

Hooker Jim auf, nahm die Schulter zurück und starrte Jack einem ungezogenen Jungen gleich trotzig ins Gesicht.

»Wir waren es unseren Leuten schuldig, ihren Tod zu rächen. Deshalb töteten wir auf dem Weg hierher ein Dutzend von diesen Siedlern.«

*Ha! Ein Dutzend gleich,* dachte Jack im ersten Moment. Hooker Jim war anscheinend immer noch der gleiche Angeber wie damals, als sie noch Kinder waren und durch die Wälder streiften. Aber nachdem er sah, wie Boston Charley und die anderen Männer bei Hookers Worten zustimmend nickten, machte sich in seiner Magengegend ein unangenehmes Ziehen breit.

Als ihm die Männer die Namen der Toten nannten, hatte er das Gefühl, als hätte sich eine eiskalte Hand um sein Herz gelegt. Einige dieser Siedler waren seine Freunde, mit denen er vor nicht allzu langer Zeit noch Handel getrieben hatte. Er hätte es nie zugelassen, dass man diese Leute umbringt. Niedergeschlagen senkte Captain Jack den Kopf. Von diesem Moment an war er überzeugt, dass die Soldaten auch hierher kommen würden, und da er der oberste Häuptling der Modocs war, würde man ihm die Schuld an den Morden geben.

\* \* \*

Die Soldaten kamen im Jahr darauf.

Es war der 13. Januar 1873, als sich ein blauuniformierter Spähtrupp beinahe sorglos den ersten Felsen der Lava Beds näherte. Der Hufschlag ihrer Pferde hallte laut durch den Morgen, als sie ihre Tiere über die Lavafelder lenkten. Der frisch gefallene Schnee lag wie ein weißer Schleier auf dem Land und gab nur noch an einigen Stellen den Blick auf das dunkle Gestein frei. Die Soldaten hatten die Kragen ihrer Mäntel hochgeschlagen und ihr Atem bildete in der Kälte graue Wolken vor ihren

Gesichtern.

»Ich möchte nur wissen, warum wir die Roten hier aufspüren sollen«, sagte der vorderste der Soldaten unvermittelt. »Warum müssen wir uns eigentlich hier den Arsch abfrieren, wenn die Natur diese Sache bis zum Frühjahr doch von alleine geregelt hat? In dieser Steinwüste kann doch selbst unter normalen Bedingungen nicht mal eine Ziege überleben, erst recht nicht im Winter.«

»Normalerweise würde ja auch kein Hahn nach diesen Indianern hier krähen. Aber sie haben nun mal auf Major Jackson und seine Soldaten geschossen, als die ihr Lager umstellten, um sie in die Reservation zurückzubringen. Dabei wurde einer von unseren Jungs getötet und mindestens sieben weitere verletzt. Das nimmt keine Armeeführung so ohne Weiteres hin«, entgegnete ihm sein Nebenmann. Auf den Schulterklappen seines Wintermantels waren die Rangabzeichen eines Sergeanten befestigt.

»Yeah und vergesst nicht die zwölf Siedler, die sie danach auf ihrer Flucht erschlagen haben«, sagte ein anderer.

Der erste Sprecher nickte und schien über die Worte der anderen einen Moment lang nachzudenken. Als er sich kurz darauf wieder im Sattel zu seinen Kameraden umdrehte, hatte er sich offensichtlich eine Antwort zurechtgelegt. Bevor er jedoch zu reden anfangen konnte, war vor ihnen ein Geräusch zu hören, das klang, als ob kleine Steinchen oder Kiesel einen Felsabhang hinunterkullerten. Der Soldat zog jäh die Zügel an. Überall aus den umliegenden Spalten und Höhlen der Lava Beds tauchten bewaffnete Indianer auf.

»Zurück!«, befahl neben ihm der Sergeant.

Indianer schrien, Gewehre krachten. Zwei Pferde brachen kurz hintereinander zusammen. Der Sergeant fluchte, so hatte er sich seine erste Begegnung mit den Modocs nicht vorgestellt.

»Weg hier! Wenn wir diese verfluchte Steinwüste nicht verlassen, schießen uns die Roten ab wie die Hasen.«

Er packte sein nervöses Pferd mit einer Hand am Zügel und schoss mit seinem Armeerevolver, den er jetzt in der anderen hielt auf die Indianer, bis sie sein Feuer erwiderten. Nachdem ihn die Kugeln aus den Gewehren der Modocs gefährlich nahe um die Ohren flogen, riss er seinen Braunen herum und ritt mit heiseren Schreien den Weg zurück, den sie gekommen waren. Inzwischen hatten die beiden Männer, deren Pferde getroffen waren, jeweils hinter dem Sattel eines Kameraden Platz gefunden und der Rest des Spähtrupps verließ nun ebenfalls in panischer Flucht die Lava Beds. Das Triumphgeschrei der Indianer gellte noch in ihren Ohren, als sie ihre Einheit bereits wieder erreicht hatten.

Als Jack wenig später von der erfolgreichen Vertreibung der Soldaten durch seine Späher erfuhr, wurde sein sorgenvolles Gesicht noch um einige Züge ernster. Im Gegensatz zu seinen Kriegern ahnte er, dass die Zeit des Ab tastens und der Geplänkel vorbei war. Die Armee würde sie jetzt ihre geballte Macht spüren lassen.

Wie recht er mit seinen Vorahnungen hatte, wurde den Modocs bereits wenige Tage später aufgezeigt. Am späten Mittag des 16. Januars drang Colonel Wheaton in die Lava Beds ein. Die Truppen bestanden aus 224 regulären Soldaten des 1. Kavallerieregiments und des 21. Infanterieregiments sowie über einhundert Oregon und California Volunteers. Eine gewaltige Armee angesichts der Tatsache, dass die Sippen von Captain Jack und Hooker Jim zusammen nur einundfünfzig Krieger aufbieten konnten.

»Wie weit sind wir noch von ihnen entfernt?«, wollte Colonel Wheaton von einem Sergeanten seines Spähtrupps wissen, als er Seite an Seite mit ihm in das Gewirr der Lavafelsen eintauchte.

Der Soldat verzog zufrieden das Gesicht und deutete auf eine schroffe

Hügelkette, die sich keine zwei Meilen von ihnen entfernt am Horizont abzeichnete.

»Wir sind schon näher an ihnen dran, als ich gedacht habe. Wie mir meine Männer berichteten, liegt der Stützpunkt der Modocs hinter dieser Hügelkette.«

»Hmh«, machte der Colonel und blickte zum Himmel. »Es wird bald dunkel und ich sehe nicht viel Sinn darin, mit meinen Männern in der Nacht in einer Felsenwüste herumzustolpern, in der man sich selbst bei Tageslicht bei jedem Schritt den Fuß brechen kann. Wir werden auf dieser Hügelkette lagern. Lassen sie dabei soviel Feuer wie möglich anzünden. Das wird die Männer nicht nur wärmen, sondern den Modocs auch die Größe unserer Streitmacht zeigen.«

Der Sergeant salutierte und sagte nichts.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang hatte die Truppe ihr Nachtlager in Sichtweite der Indianer bezogen.

Unzählige Feuer brannten.

Während Colonel Wheaton in seinem Zelt bei einer heißen Tasse Kaffee davon träumte, dass sich die Indianer angesichts der Stärke seiner Truppe kampflös ergeben würden, begann in der Höhle, die sich die Modocs zu ihrem Stützpunkt auserkoren hatten, eine hitzige Beratung.

Jack war anfangs dafür, sich zu ergeben.

»Denkt an unsere Leute!«, appellierte er an die Krieger. »An unsere Frauen und Kinder und die Alten. Sollen sie alle ihr Leben in einem sinnlosen Kampf verlieren, nur weil ein paar von uns nicht den Mut haben, sich für ihre Taten zu verantworten? Sollen die Gebeine unseres Volkes auf dem Schlachtfeld verrotten und unsere Namen in Vergessenheit geraten wie die Namen der Chilulas, der Nipewais und der Alonas? Ich sage Nein, und deshalb werde ich mitgehen, wenn sich jene, die die Siedler töteten, den Soldaten stellen. Ich bin mir sicher, dass unser Opfer

das Weiterleben des Stammes garantieren wird.«

Einen Augenblick lang war es in der Höhle totenstill.

Dann schrien alle durcheinander. Vor allem Hooker Jim und die Mörder der zwölf Siedler waren gegen Jacks Plan. Bevor die Situation völlig eskalieren konnte, zwang Hooker Jim zusammen mit den Stammesältesten Jack dazu, den Stamm abstimmen zu lassen, was man unternehmen sollte.

Der Häuptling willigte ein, zumal es ihm als einzige Möglichkeit erschien, damit jeder sein Gesicht wahren konnte. Die Abstimmung erfolgte formlos und endete mit einem deutlichen Ergebnis. Vierzehn Krieger waren für den Vorschlag von Jack, siebenunddreißig für einen Kampf bis zum Tod.

\* \* \*

Es war kurz vor Sonnenaufgang, als im Lager der Soldaten die Feuer gelöscht wurden. Signalthörner hallten durch den immer dichter werdenden Morgennebel und Gebirgshaubitzen wurden in Stellung gebracht, während sich die Männer zu einer Angriffsformation aufstellten.

Bei Tagesanbruch begann die erste Schlacht um die Lava Beds.

Man schrieb den 17. Januar 1873.

Dreihundert schwerbewaffnete Soldaten marschierten wie Gespenster durch den Morgennebel auf den Stützpunkt der Indianer zu. Die Luft war erfüllt vom Donnern der Haubitzen und dem Heulen und Pfeifen der abgeschossenen Kartätschen und Granaten.

Aber die Modocs waren bereit.

Sie hatten ihre Gesichter mit Erde beschmiert und sich mit Salbeisträuben getarnt, die sie an die Köpfe gesteckt und am Körper befestigt hatten, und lauerten so beinahe unsichtbar in den unzähligen Felsspalten der

Lavafelder. Als die erste Angriffsreihe der Soldaten bis auf Schussweite herangekommen war, schlichen die Modocs im Schutz des Nebels aus ihrer Deckung und schossen die Soldaten wie die Hasen ab. Bis zum Mittag hatte sich Wheatons Angriffslinie über eine Meile auseinandergezogen und infolge des Nebels und des schwierigen Terrains kaum noch Verbindung zueinander. Zudem erwiesen sich die Haubitzen allmählich als nutzlos. Ihre Feuerkraft war einfach zu schwach und ihre Geschosse zerschellten wirkungslos an dem eisenharten Felsgestein der Lava Beds. Wheatons Truppen traten auf der Stelle, ganz im Gegensatz zu den Indianern.

Im Schutz der Felsen eilten die Modocs entlang der Front hin und her und gaukelten den Soldaten dadurch eine viel größere Anzahl an Krieger vor, als sie es tatsächlich waren. Dabei konzentrierten sie ihr Feuer immer wieder auf Truppenteile, die ihrem Stützpunkt zu nahe kamen. Da ihnen ihre Frauen beim Schießen und Laden halfen, war die Feuerkraft der Modocs trotz ihrer zum Teil veralteten Vorderlader immens. Als sich der Nebel am Nachmittag schließlich lichtete, war fast jeder Zehnte von Wheatons Soldaten entweder tot oder verwundet, während die Indianer hingegen kaum Verletzte in ihren Reihen hatten.

Als diese Meldungen in Wheatons Hauptquartier, das sich in einem Armeezelt oberhalb der Hügelkette befand, eintrafen, wechselten der Colonel und seine Offiziere düstere Blicke.

»Colonel ...«, sagte einer der Führer der California Volunteers zu Wheaton, »wir sollten uns zurückziehen, und zwar schnell, bevor noch mehr von unseren Männern sterben.«

»Ganz meine Meinung«, pflichtete ihm ein Leutnant des 1. Kavallerieregiments bei. »Nicht einmal tausend Mann würden ausreichen, um die Indianer aus ihren Stellungen zu vertreiben.«

Wheaton sah die Männer einen Augenblick an und seufzte dann, als

läge eine tonnenschwere Last auf seinen Schultern.

»Also gut«, sagte er schließlich resigniert. »Blasen sie zum Rückzug.«

Als es dunkel wurde, kamen die letzten Soldaten ins Lager zurück, durchgefroren, verwundet, desillusioniert. Inzwischen war von fast zwanzig Toten und mindestens doppelt so vielen Verletzten die Rede. Während die Truppe wie ein angeschossener Wolf ihre Wunden leckte, kehrten die Modocs in ihren Stützpunkt zurück, um dort Freudenfeuer anzuzünden und mit der Siegesfeier zu beginnen.

Am Morgen des 18. Januars war der Kampf so abrupt vorbei, wie er begonnen hatte. Ein paar Soldaten holten im Schutz weißer Fahnen ihre Toten ab, danach gab Colonel Wheaton mit seiner letzten Order den Befehl zum Rückzug.

Er war nach Major Jackson jetzt bereits der zweite Führungsoffizier, dessen weitere militärische Karriere das kleine Volk der Modocs zerstört hatte.

In den nächsten vierzig Tagen herrschte im Land rund um die Lava Beds eine merkwürdige Ruhe. Vom Tula-Lake bis weit nach Oregon hinein waren bis auf ein paar kleine Patrouillen keine Soldaten zu sehen. Auch keine bewaffneten Gruppen von Siedlern, die bis vor Kurzem noch durch das Land geritten waren.

Die Modocs begannen sich Gedanken zu machen.

Ai-ee, sollte der weiße Mann nach dem Kampf in den Lava Beds doch das Interesse an ihnen verloren haben?

\* \* \*

Die fünf Reiter waren bereits seit Sonnenaufgang im Sattel und ritten zielstrebig auf die Lava Beds zu. Ihr Weg führte sie von der kleinen Stadt Yreka aus vorbei am Tula Lake durch die raue, unwegsame Berg-

welt im Grenzland zwischen Oregon und Nordkalifornien. Als sie die Hügelkette erreicht hatten, von wo aus man die weitgestreckten Lavafelder sehen konnte, zog sich die Reitergruppe immer weiter auseinander. Der Anführer der Reiter hatte bereits den Rand der Lava Beds erreicht, als sich seine Begleiter immer noch bemühten, ihre Pferde von den steilen, bewaldeten Hängen herunterzulenken, ohne dabei zu stürzen.

Als Jack den Reiter bemerkte, erhob er sich seufzend von dem blank polierten Felsstück, auf dem er schon seit geraumer Zeit gesessen hatte. Er hatte sich hier niedergelassen, als die blasse Morgensonne den heiligen Ort der Modocs in ihr erstes, verschleiertes Licht tauchte. Unter ihm, in der Höhle, erwachte das Lager wieder zu neuem Leben. Kochfeuer wurden angezündet, Wasser aus dem nahen See geholt, die Posten der Nachtwache gewechselt.

Jack hielt sich bewusst abseits des Treibens. Zuviel war in den letzten Tagen und Wochen geschehen. Er brauchte einfach einen klaren Kopf, um die tausend Gedanken, die ihn beschäftigten, zu verarbeiten.

Ein Lächeln umspielte seine Lippen, als er den Reiter erkannte, der in gestrecktem Galopp auf ihn zukam, während seine vier Begleiter verzweifelt versuchten, Anschluss zu halten.

Der Reiter war eine Frau. Seine junge Cousine Winema war schon immer eine energische Frau gewesen, die genau wusste, was sie wollte. Sie nannte sich inzwischen zwar Toby Riddle, seit sie mit einem Weißen namens Frank Riddle verheiratet war, aber sie hatte die Lebens- und Denkweise ihres Volkes dennoch nicht abgelegt. Jack vertraute ihr mehr als manchen von seinen Kriegern.

Er half ihr aus dem Sattel, als sie das Pferd keine zwei Schritte vor ihm zum Stehen gebracht hatte. Lächelnd glitt Winema vom Rücken ihres Braunen.

»Schön, dich mal wieder zu sehen, Kintpuash«, sagte sie und strahlte

über das ganze Gesicht.

Der Häuptling zuckte unmerklich zusammen.

Seit der Schießerei am Lost River hatte ihn niemand mehr so genannt, obwohl Kintpuash sein eigentlicher Geburtsname war. Selbst die Modocs untereinander hatten es sich im Laufe der Zeit angewöhnt, nur noch die Namen zu benutzen, die ihnen die Weißen gegeben hatten. Inzwischen waren auch die Begleiter seiner Cousine eingetroffen. Einer von ihnen war Frank Riddle, Winemas Ehemann, die anderen kannte er nicht.

»Auch ich freue mich dich wiederzusehen, aber was verschafft mir die Ehre deines Besuches?

Du bist mit deinem Mann bestimmt nicht hierher geritten, um mir nur Hallo zu sagen.«

Winemas fröhliches Gesicht wurde augenblicklich ernst.

»Diese Männer und ich sind gekommen, um mit dir zu reden.«

Der Häuptling musterte die Gruppe misstrauisch.

»Es herrschen böse Zeiten im Land. Ich vertraue euch zwar, aber ich weiß nicht, ob das auch meine Leute tun. Inzwischen ist einfach zu viel geschehen.«

»Wir sind in friedlicher Absicht gekommen«, mischte sich Frank Riddle in das Gespräch ein. »Damit du siehst, dass wir es ehrlich meinen, würden wir gerne eure Gastfreundschaft in Anspruch nehmen und in eurem Lager übernachten.«

Captain Jack nickte. Er wusste jetzt, dass er von ihnen keine Falschheit zu erwarten hatte.

»So sei es, aber zuerst essen wir etwas, danach werden wir reden. Es gibt so vieles, was wir besprechen müssen.«

Die Besprechung fand nach dem Frühstück statt, das traditionell in der

Hauptsache aus einem Brei aus Wasserlilienstachel<sup>1</sup> bestand.

Alle Augen hatten sich auf Frank Riddle gerichtet, dessen wettergegerbtes Gesicht in den Flammen des Beratungsfeuers wie poliertes Kupfer glänzte.

»Ihr habt den Befehlen des großen weißen Vaters getrotzt und seine Soldaten zweimal besiegt. Eure Tapferkeit hat ihn beeindruckt und deshalb hofft er, dass sich ein weiterer Krieg vermeiden lässt. Er hat deshalb einige Kommissare geschickt und bittet euch, mit diesen Männern zu sprechen, um eine Möglichkeit zu finden, endlich Frieden zu schließen.«

Zufrieden registrierte Captain Jack, dass die Weißen anscheinend Respekt vor ihnen hatten.

Hoka, er war sich sicher, in seiner jetzigen Position einen guten Frieden für sein Volk aushandeln zu können. Gewiss waren auf beiden Seiten Männer gestorben, aber das war im Krieg geschehen. Was ihm jedoch Sorgen machte, waren die toten Siedler und das gab er vor den Männern auch offen zu.

»Du wirst verstehen, dass die Männer, die die Siedler töteten, nicht straffrei davonkommen werden«, erklärte Riddle. »Aber wenn sie sich ergeben, wird ihnen garantiert, dass man sie als Kriegsgefangene behandelt und nicht nach den geltenden Gesetzen der Siedler in Oregon vor Gericht stellen wird. Man wird sie zwar von hier wegbringen, ins Indianerterritorium oder nach Arizona, aber sie werden leben.«

Damit war Captain Jack einverstanden, sogar Hooker Jim und seine Männer nickten zustimmend.

»So sei es«, sagte der Häuptling schließlich. »Also sagt den Kommissaren, dass wir bereit sind, mit ihnen zu verhandeln. Sagt ihnen, dass sie

---

1 Es ist eine Tatsache, dass die Nahrung dieses Indianervolkes, übrigens einmalig in der Welt, bis zum Zusammentreffen mit den Weißen tatsächlich zum größten Teil aus Wasserlilienstacheln bestand hat.

zu mir kommen können, um über den Frieden zu reden, oder mich holen lassen. Aber nur, wenn sie mich während der Verhandlungen vor meinen Feinden schützen können.«

»Die Verhandlungen werden auf der Fairchilds Ranch stattfinden« erklärte Winema. »Du kennst die Leute, dort wird man für deine Sicherheit garantieren.«

Als Captain Jack die Beratung für beendet erklärte, wirkte er erleichtert. Er wusste, dass seine Cousine und ihre Begleiter nicht mit gespaltenen Zunge gesprochen hatten.

Als sich die Gruppe am anderen Morgen verabschiedete, wurde ihm zugetragen, dass Hooker Jim und seine Männer bereits zur Fairchild Ranch unterwegs waren, um sich freiwillig in Kriegsgefangenschaft zu begeben.

*Ai-ee, jetzt wird doch noch alles gut*, dachte Captain Jack.

Zu diesem Zeitpunkt ahnte er allerdings noch nicht, dass man seine Hoffnungen auf Frieden schon wenige Tage später grausam zerstören würde.

\* \* \*

»Ich bin froh, wenn die ganze Sache endlich vorbei ist.«

Alfred Meacham, der ehemalige Oregon-Agent der Modocs, ließ seinen Blick hoffnungsvoll über die anderen Mitglieder der Friedenskommission gleiten, die sich inzwischen alle im Büro ihres direkten Vorgesetzten, General Edward R. Canby, versammelt hatten. Reverend Eleazar Thomas nickte zustimmend, während Dyar, der Unteragent aus dem Reservat Klamath, den General spöttisch musterte. Dabei gab er sich keine Mühe, ein Grinsen zu unterdrücken.

»Was glauben Sie wohl, wie froh erst die Armee sein wird, wenn der

Friedensvertrag endlich unterzeichnet ist? Sie hat sich bei der ganzen Sache ja nun wahrlich nicht mit Ruhm bekleckert.«

»Was wollen Sie damit sagen?«, entgegnete General Canby mürrisch.

Dyars Grinsen wurde noch eine Spur breiter. »Nun, soweit ich mich erinnern kann, sollte die Armee Captain Jack und seine Leute doch nur wieder in mein Reservat zurückbringen. Eigentlich eine Routineaufgabe, der Stamm zählt schließlich keine zweihundert Seelen. Aber was ist dabei herausgekommen? Ihre Männer haben sich zweimal eine blutige Nase geholt, die Armee hat zwanzig Tote und mindestens fünfzig Verletzte und zwei Offiziere das Ende ihrer Karriere zu beklagen. Ganz abgesehen davon, dass diese Mission bisher ein Schweinegeld gekostet hat. So viel, dass Sie in Washington von ganz oben die Order erhalten haben, schnellstens mit den MODOCS einen Friedensvertrag zu schließen, damit endlich wieder Ruhe im Land herrscht.«

Der General verzog sein Gesicht zu einer säuerlichen Miene.

»Zugegeben, die beiden Offiziere, die bisher das Kommando besaßen, haben ein paar unglückliche Entscheidungen getroffen, aber das heißt noch lange nicht, dass die Armee die Lage nicht unter Kontrolle hat. Wir könnten auch andere Seiten aufziehen, aber ich denke, dass inzwischen genug Blut geflossen ist. Wenn wir den Vertrag so umsetzen, wie wir ihn ausgearbeitet haben, können beide Parteien gut damit leben und wir hätten wieder Frieden.«

Irritiert bemerkte der Reverend, dass Canbys Stimme bei seinen letzten Worten immer ärgerlicher geklungen hatte. Anscheinend nahm der General Dyars Spötteleien über die Armee ziemlich persönlich. Deshalb lenkte er das Gespräch rasch auf ein neues Thema, ein Streit unter den Mitgliedern der Friedenskommission war das Letzte, was sie derzeit gebrauchen konnten.

»Glauben Sie, dass sich dieser Hooker Jim mit seinen Leuten freiwillig

stellt?«

Canby zuckte mit den Schultern. »Natürlich, nur ein Narr würde solch ein Angebot ausschlagen. Er und seine Leute werden doch lediglich in eine Indianerreservation nach Arizona abgeschoben. Ich finde diese Strafe geradezu lachhaft, dafür, dass sie zwölf Siedler erschlagen haben. Anderswo hat man Indianer schon erschossen, nur weil sie ein paar Hühner Eier gestohlen hatten.«<sup>2</sup>

»Also ich weiß nicht so recht, dieser Hooker Jim ist als ziemlich gewalttätiger und jähzorniger Bursche verschrien.«

»Ach was, ich bin mir sicher, dass es zu diesem Vertrag kommen wird. Die Modocs sind schließlich allesamt vernünftige Menschen, einschließlich dieses Hookers«, entgegnete der Reverend.

»Wie kommen Sie denn jetzt darauf?«, wollte Dyar erstaunt wissen.

»Sie tragen Kleider wie wir, sie sprechen unsere Sprache und wie ich gehört habe, gab es sogar schon Eheschließungen zwischen den Weißen und ihnen. Außerdem haben sie anscheinend inzwischen alle ihre heidnischen Namen abgelegt.«

Während die anderen zu den salbungsvollen Worten von Reverend Thomas nickten, hatte Dyar Mühe, nicht lauthals loszulachen. Seiner Ansicht nach hatte der Geistliche von den Indianern soviel Ahnung wie eine Kuh vom Sonntag. Sicherlich hatte Thomas mit seinen Worten in gewisser Hinsicht recht, aber es kam immer darauf an, von welcher Seite aus man diese Dinge betrachtete. Dass sie die Kleider der Weißen trugen, hatte lediglich damit zu tun, dass die Modocs festgestellt hatten, dass diese in dem rauen Klima Oregons weit besser wärmten als ihre selbstgewebten Kittel aus Pflanzenfasern und Tierwolle, und die Sprache

---

2 Solch eine Tat war 1862 in Minnesota sogar der Auslöser für einen der blutigsten Konflikte in der Geschichte der Indianerkriege, aber davon mehr in einem der nächsten Bände dieser Reihe.

zu lernen war für die Indianer lediglich ein notwendiges Übel. Denn ohne sie wäre der für die Modocs lebenswichtige Handel mit den Weibern nicht möglich gewesen.

Auch mit der Namensgebung schien der Reverend nicht ganz im Bilde zu sein. Es waren keine Namen, die aus einem christlichen Vor- und Nachnahmen bestanden, sondern lediglich treffende, teils spöttische Bezeichnungen für die jeweilige Person. Captain Jack wurde so genannt, weil er als Anführer ständig eine ausrangierte Armeejacke trug, Scarfaced Charley ob seines vernarbten Gesichtes und wer Steamboat Frank, Shacknasty Jim und Ellens Mann kannte, dem wurde schnell klar, warum man sie gerade mit diesen Namen belegt hatte. Im Moment jedoch erschien es ihm klüger, diese Weisheiten für sich zu behalten. Er hatte es sich mit seinen Ansichten schon bei General Canby verscherzt, er wollte nicht auch noch den Geistlichen gegen sich aufbringen. Deshalb beschloss er zu schweigen und stimmte seinerseits auch in das wohlwollende Nicken der anderen mit ein.

Doch schon einen Moment später wurde diese Harmonie durch ein wildes Klopfen jäh zerstört. Irgendjemand hämmerte draußen mit der Faust wie ein Verrückter an Canbys Bürotür. Irritiert blickten die Männer auf die Tür, während der General ein scharfes »Kommen Sie rein!« von sich gab.

Die Tür wurde aufgerissen und ein junger Korporal stolperte mit hochrotem Kopf in das Arbeitszimmer von General Canby. Er salutierte hastig und dann sprudelten die Worte nur noch so aus ihm heraus.

»Sie kommen, General, sie kommen tatsächlich.«

Verwundert runzelte der Offizier die Stirn und starrte fragend auf den Soldaten. »Wer kommt?«, wollte Dyar als erster wissen und kam damit den anderen zuvor.

»Die Modocs, die Modocs kommen und zwar alle.«

»Und deshalb klopfen sie wie ein Verrückter an meine Tür?«, rügte Canby den Mann. »Natürlich kommen die Modocs, wir erwarten sie. Captain Jack hat uns schließlich zugesagt, dass er an den Friedensverhandlungen teilnehmen wird, also sparen Sie sich Ihre Aufregung. Es wäre besser, wenn sie jetzt wieder auf ihren Posten zurückgehen würden.«

Statt der Aufforderung des Generals nachzukommen, blieb der Korporal stehen und schüttelte energisch den Kopf. »Bei allem Respekt, Sir. Aber ich war mit meinem Rapport noch nicht fertig. Ich wollte Ihnen nämlich melden, dass nicht Captain Jack, sondern Hooker Jim mit acht von seinen Männern soeben im Lager eingetroffen ist, um sich freiwillig in Kriegsgefangenschaft zu begeben.«

Einen Moment lang herrschte eine beinahe unwirkliche Stille in Canbys Büro, die Männer starrten sich für einen Atemzug ungläubig an, um dann wie auf ein geheimes Kommando beinahe gleichzeitig aus dem Büro zu rennen. Zurück blieb ein junger Korporal, der erneut den Kopf schüttelte, während er den Männern langsam folgte.

General Canby war inzwischen nicht mehr zu halten.

Nachdem man die Indianer kurz darauf in einem Armeezelt untergebracht hatte, teilte er seinem Vorgesetzten, General Sherman, umgehend telegraphisch mit, dass der Krieg gegen die Modocs beendet sei und bat um weitere Order, wann und wohin er Hooker Jim und seine Gruppe abtransportieren sollte. In seiner überschwänglichen Freude darüber, dass es ihm im Gegensatz zu Jackson und Wheaton ohne Blutvergießen gelungen war, die Modocs offensichtlich zu befrieden, vergaß er, die Indianer unter Bewachung zu stellen. Während er und die Kommissare der Friedenskommission in der Hoffnung auf Beförderung eine euphorische Depesche nach der anderen absetzten, durchstreifte Hooker Jim mit seinen Männern derweil aus Langeweile das Militärlager, in dem sich auch

etliche Zivilisten aufhielten.

Beeindruckt angesichts der großen Anzahl an Soldaten, Kanonen, Pferden und dem riesigen Nachschubtross sahen sich die Indianer immer mehr in ihrem Entschluss bestätigt, dass es richtig war, sich freiwillig zu ergeben.

Aber die Wege des Schicksals waren schon immer unergründlich und so erfasste auch sie dessen Unabänderlichkeit. Es traf sie in Gestalt eines untersetzten, stämmig wirkenden Siedlers, genau in dem Moment, in dem sie sich auf dem Rückweg zu ihrem Zelt befanden.

»Halt, stehen bleiben!«

Obwohl der Aufruf laut und deutlich durch das Lager hallte, gingen die Modocs unbeeindruckt weiter. Es musste ja nicht unbedingt ihnen gelten, in dem Militärlager wurde ständig geschrien und geflücht.

»Habt ihr Bohnen in den Ohren? Ich habe stehen bleiben gesagt, ihr verdammten Indianer.«

Nachdem für Hooker Jim ersichtlich war, dass diese Aufforderung tatsächlich ihm und seinen Begleitern galt, befahl er seinen Leuten stehen zu bleiben und drehte sich verwundert um. Inzwischen verhielten auch weitere Passanten und starrten neugierig zu ihnen hinüber.

Etwa fünfzig Schritte von den Modocs entfernt stand ein gedrungener Farmer in einem abgetragenen Overall auf dem Trampelpfad, der mitten durch das Lager führte, und wedelte aufgeregt mit den Händen. Die obere Hälfte seines Gesichtes wurde von der Krempe eines Schlapphuts bedeckt, den er sich tief in die Stirn gezogen hatte, die untere Hälfte von einem gewaltigen, rotbraunen Schnauzbart, der bereits etliche weiße Strähnen aufwies.

Sein Adamsapfel hüpfte vor Aufregung ständig auf und ab und es hatte den Anschein, als ob er die nachfolgenden Worte förmlich ausspuckte.

»Wer zum Teufel hat euch erlaubt hier herumzulaufen? Müsstet ihr

Mörder nicht schon längst im Gefängnis sitzen?«

Hooker Jim legte den Kopf etwas schief und starrte den Farmer verwundert an.

»Von was du reden? Wir freie Männer hier, wir nicht ins Gefängnis, wir Kriegsgefangene.«

Der Farmer sah aus, als ob ihn jeden Moment der Schlag treffen würde. Die Haut unter dem Schnurrbart wurde so weiß wie eine frisch gekalkte Wand und er rollte mit den Augen wie ein tollwütiger Hund.

»Kriegsgefangene?«, sagte er und spuckte verächtlich zu Boden. »Mörder seid ihr, nichts als heimtückische, hundsgemeine Mörder. Aber keine Angst, ihr werdet eurer gerechten Strafe nicht entgehen.«

»Niemand uns bestrafen«, sagte Hooker Jim voller Zuversicht. »Man uns versprochen, in den Süden bringen«, radebrechte er.

»Von wegen in den Süden«, giftete der Farmer. »Unter den Galgen wird man euch bringen. Ihr glaubt doch nicht im Ernst daran, dass man euch wieder laufen lässt, nach all dem, was ihr getan habt.«

Inzwischen hatten sich ein paar der Männer aus der umstehenden Menge gelöst und kamen langsam auf die Indianer zu.

»Was meinst du damit, Archie?«, sagte einer von ihnen. »Was sind das für Indianer?«

»Was das für Indianer sind?«, kreischte Archie und seine Stimme überschlug sich dabei fast vor Wut. »Das sind die Dreckskerle, die nach der Schießerei am Lost River die Siedler erschlagen haben. Ich habe sie gleich wiedererkannt, ich war damals nämlich zum alten Ben unterwegs, als sie angefangen haben, ihn und seine Leute umzubringen.«

Hooker Jim gab seinen Männern mit knappen Handzeichen zu verstehen, dass sie schleunigst von hier verschwinden mussten, währenddessen das Gemurmel der Männer immer drohender wurde. Kurz bevor sie die Indianer umringen konnten, gelang es den Modocs, im Gewirr der un-

zähligen Armeezelte zu entkommen. Ihr Ziel war wieder die Lava Beds, sie mussten unbedingt noch einmal mit Captain Jack reden.

\* \* \*

»Du schreibst«, sagte Captain Jack und legte seiner Schwester einen Bleistiftstummel und die vergilbten Seiten eines alten Schulheftes in den Schoß, um danach unruhig vor der am Boden sitzenden Frau auf und ab zu wandern.

Nachdenklich hob Mary den Kopf.

»Meinst du, das hilft jetzt noch etwas?« fragte sie vorsichtig.

»Ich rede, du schreibst!«, entgegnete ihr Bruder knapp.

Seufzend nahm die Frau die Blätter zur Hand, umklammerte den Bleistift mit Daumen, Zeige- und Mittelfinger und wartete ergeben darauf, was ihr Bruder zu sagen hatte.

Der Wortlaut des Briefes, den Mary noch am gleichen Tag, am 6. März 1873, in Canbys Hauptquartier auf die Fairchilds Ranch brachte, lautete frei übersetzt wie folgt:

»Es soll kein Blut mehr fließen. Lassen wir alles ausgewischt und fortgewaschen sein. Mein Herz schmerzt wegen dieser Mörder. Ich habe nur wenige Männer und weiß nicht, wie ich sie aufgeben soll. Geben die Weißen ihre Leute auf, die meine Leute ermordeten, während wir am Lost River schliefen? Ich habe nie nach den Leuten gefragt, die meine Leute ermordeten, doch ich kann nicht meine Männer aufgeben, damit sie gehängt werden, ich müsste um sie weinen.«

Aber wie Captain Jacks Schwester bereits befürchtet hatte, war es längst zu spät.

Der Regierungsapparat in Washington und die Militärmaschine der Armee hatten sich bereits in Bewegung gesetzt.

General Sherman, Canbys Vorgesetzter, riet ihm, endlich seine Soldaten gegen die Modocs einzusetzen, damit diese kein anderes Reservat mehr benötigten, als die Gräber zwischen den von ihnen so heiß geliebten Lava Beds, während die Armeeführung weitere Kanonen und hunderte von neuen Soldaten in das Land am Tula Lake beorderte.

Die Siedler im Land begannen sich wieder zu bewaffnen und auch der Druck auf die Indianer im Reservat Klamath wurde immer größer.

Aber noch übte sich Canby in Geduld.

Am 21. März schickte er unter der Führung eines Armeearztes einen Freiwilligentrupp zu Captain Jacks Stützpunkt, um den Häuptling zu einem inoffiziellen Treffen einzuladen. Jack nahm die Einladung an, der Verlauf des Gesprächs war jedoch ziemlich frostig und die ganze Unterredung dauerte nur wenige Minuten.

»Hallo Captain Jack, schön das Sie meiner Einladung gefolgt sind«, sagte der General und ging mit ausgebreiteten Armen auf den Häuptling der Modocs zu, nachdem dieser sein Quartier betreten hatte.

»Was wollen Sie von mir?«, fragte Jack direkt und überging dabei geflissentlich die aufgesetzte Freundlichkeit des Soldaten.

Canby blieb überrascht stehen und ließ die Arme sinken.

»Also das habe ich jetzt nicht verdient, Jack.«

»Was meinen Sie damit?«

»Dass Sie so barsch zu mir sind. Ich hatte bisher gedacht, dass wir uns als Freunde gegenüberstehen.«

»Seit wann umzingelt man seine Freunde mit hunderten von Soldaten?«, entgegnete der Häuptling kurz angebunden. »Warum ziehen Sie sich mit Ihren Männern nicht endlich zurück? Wir wollen doch nichts weiter, als endlich in Ruhe gelassen zu werden.«

Der General schüttelte den Kopf. »Du weißt genau, dass ich das nicht kann. Aber andere Frage, warum kommt ihr nicht aus den Lava Beds heraus und geht mit uns wieder ins Reservat Klamath zurück? Ich habe dafür gesorgt, dass man euch diesmal in Ruhe lässt. Ich habe sogar eine extra Wagenladung an Lebensmitteln und Kleidern für euch bereitstellen lassen. Ihr braucht nur mit uns zurückzukommen, dann bekommt ihr sogar noch viele Geschenke dazu.«

»Wenn ihr so viele Dinge für die Modocs bereitstellt, warum habt ihr dann nicht einige davon schon mitgebracht?«, fragte Jack emotionslos.

Canby erwiderte daraufhin nichts, aber der Häuptling merkte deutlich, dass er ihn mit seinen Bemerkungen etwas unsicher gemacht hatte. Nachdem der General durch einige weitere Fragen schnell herausgefunden hatte, dass der Modoc heute keinerlei Versprechen machen wollte, beendete er die Unterredung ziemlich abrupt.

Im Laufe der nächsten Woche brachte Canby weitere Truppen heran und schraubte sein Truppenkontingent mit Kompanien der First Cavalry, der Twenty-first Infantry sowie der Fourth-Artillery auf über 1000 Mann hoch. Unterstützt durch schwere Mörserbatterien positionierte er sie solchermaßen zu beiden Seiten des Stützpunktes der Indianer, sodass er sie jederzeit angreifen konnte. Die Indianer wurden zusehends nervöser und so schickte Captain Jack am 2. April eine Botschaft zu den Kommissaren der Friedenskommission, in denen er sie bat, sich mit ihm auf halbem Weg zwischen dem nächsten Soldatenlager und seinem Stützpunkt zu treffen.

Noch am gleichen Tag ritten General Canby, Alfred Meacham, Reverend Thomas und der Reservationsagent Dyar zu einem Felsplateau unterhalb des Armeelagers, wo sie bereits von Jack, Hooker Jim und einigen anderen Modocs erwartet wurden. Die Indianer hatten alle ihre Frauen mitgebracht, um den Männern zu zeigen, dass sie in friedlicher

Absicht gekommen waren.

Jacks Begrüßung mit Meacham fiel herzlich wie unter alten Freunden aus, die anderen beiden Männer der Friedenskommission streifte der Häuptling nur mit einem kalten Blick.

General Canby wurde nicht begrüßt, stattdessen fragte ihn Jack in bitterem Ton: »Warum stellst du deine Soldaten immer näher vor meinem Lager auf, ist das deine Art, über den Frieden zu reden?«

Canby ging auf die Frage nicht direkt ein, sondern flüchtete sich in Ausreden.

»Es ist nicht so, wie du vielleicht denkst. Ich habe mein Hauptquartier nur deshalb so nahe wie möglich bei deinem Lager aufgeschlagen, damit wir uns leichter zu Beratungen treffen können.«

»Das glaube ich nicht. Wenn du deine Soldaten nicht aus den Lava Beds abziehst, werde ich es mir überlegen, ob wir uns noch einmal treffen.«

Bevor Canby zu einer Antwort ansetzen konnte, fuhr Jack in seiner Rede fort. Sein Ton klang dabei immer unversöhnlicher.

»Außerdem werde ich nicht weiter über Dinge wie Frieden und Kapitulation verhandeln, wenn man mir nicht zusichert, dass Hooker Jim und seine Leute genauso behandelt werden wie der restliche Stamm.«

»Das wird die Armee entscheiden.«, erwiderte Canby. »Ich kann keine Amnestie versprechen.«

Inzwischen waren im Norden dunkle Wolken aufgezogen. Der Himmel hatte eine bleigraue Farbe angenommen und kurz darauf begann es ohne Vorwarnung zu regnen. Sofort bildeten sich überall Pfützen und die Kleider der Männer und Frauen waren binnen kürzester Zeit völlig aufgeweicht. Da Canby in der Zwischenzeit bemerkt hatte, dass die Gespräche festgefahren waren, nahm er den Regen als willkommenen Anlass, die Verhandlungen abubrechen.

»Warum geht ihr?«, fragte Jack, als die Männer sich zum Aufbruch bereit machten.

»Es regnet, bei so einem Wetter kann man nicht reden.«

»Ihr seid besser gekleidet wie ich und ich schmelze nicht wie Schnee.«

Canby ignorierte die letzte, spöttische Bemerkung des Häuptlings und erklärte ihm, dass er für das nächste Treffen ein Zelt aufbauen lassen würde, um darin die weiteren Verhandlungen vor Wind und Wetter geschützt fortführen zu können.

Am nächsten Morgen beobachteten die Modocs, wie die Soldaten tatsächlich ein Zelt errichteten. Mit sorgenvoller Miene stellte Jack jedoch fest, das sich dieses Zelt nicht auf jenem Felsplateau befand, wo sie sich gestern getroffen hatten, sondern viel weiter hinten auf einem mit Salbeisträuchern bedeckten Platz, der sich schon in Sichtweite von Canbys Armeelager und den Mörserbatterien befand. Er ahnte, was dies zu bedeuten hatte.

Nachdem er eine Nacht darüber geschlafen hatte, entschloss er sich, von seiner Seite aus die Initiative zu ergreifen. Er ließ Meacham eine Botschaft zukommen, in der er ihn und den Rancher John Fairchild um eine Unterredung bat. Dabei bestand er darauf, dass General Canby, Reverend Thomas und der Agent Dyar nicht daran teilnehmen sollten. Meacham schien diese Bedingungen zu akzeptieren, denn am nächsten Tag erwartete er die Modocs nur in der Begleitung des Ranchers und von Winema und ihrem Mann Frank Riddle. Der Häuptling der Modocs kam alleine zum Treffen.

\* \* \*

»Hallo Jack!«, sagte Meacham sichtlich erfreut, als der Modoc das Zelt betrat.

Jack ergriff die ihm dargebotene Hand und schüttelte sie gleichfalls herzlich.

Nachdem er die anderen ebenfalls begrüßt hatte, wandte sich Meacham wieder an ihn.

»Schön dich wiederzusehen, aber sag mal, warum wolltest du denn nicht, dass Canby und die anderen Kommissare der Friedenskommission auch zu diesem Treffen kommen?«

»Ich wollte ein Gespräch unter Freunden«, erwiderte der Modoc, dessen Gesicht sich dabei verdunkelte.

»Canby und die anderen sind also nicht deine Freunde?«, fragte Meacham vorsichtig.

Jack nickte nachdrücklich. »Ich traue Canby nicht, weil er eine blaue Uniform trägt. Er meint es nicht ehrlich, er spricht andauernd von seinen freundschaftlichen Gefühlen uns gegenüber und dass er für uns schon viele Kleider, Lebensmittel und Geschenke besorgt hat. Dabei kommt er mit immer mehr Soldaten und Kanonen ständig näher an unser Lager heran. Reverend Thomas ist ein Diener eures Gottes und gegen den Glauben unseres Volkes und Dyar, der Agent, hat uns schon damals nicht geholfen, als wir noch in der Reservation Klamath lebten. Euch aber kenne ich und auch eure Herzen, also lasst uns als Freunde reden.«

Meacham nickte und die Männer und Winema setzten sich auf den Boden. Danach richteten sich alle Augen auf Jack, der nun zu reden begann. Er berichtete zunächst, wie es ihnen in dem Reservat ergangen war, wie ihn die Soldaten gezwungen hatten, vom Lost River zu fliehen und wie sie schließlich in den Lava Beds untergetaucht waren.

»Lasst uns doch am Lost-River leben«, schloss er schließlich seine Rede. »Ich muss niemanden bitten, uns zu helfen, wir können uns auch alleine durchbringen. Gebt uns dieselbe Chance wie anderen Menschen in diesem Land.«

»Das wird nicht gehen, vermute ich«, sagte Meacham. »Der Lost-River liegt in Oregon, dort wo Hooker Jim und die anderen die Siedler getötet haben. Ihr Blut würde immer zwischen euch und den Weißen sein.«

Jack starrte zu Boden und schwieg einige Minuten.

»Dann lasst uns hier in den Lava Beds leben«, sagte er schließlich. »Niemand von den Weißen will doch diese Felsen, also warum zieht ihr nicht einfach eure Soldaten ab und gebt uns hier ein Zuhause?«

Meachams Antwort raubte Jack erneut die Hoffnung auf ein Leben in Frieden.

»Man wird euch auch dort nicht in Ruhe leben lassen, solange ihr nicht die Männer ausliefert, die die Morde an den Siedlern begannen haben. Aber ich kann dir versprechen, dass man sie vor ein ordentliches Gericht stellen und gerecht behandeln wird.«

»Werden die Richter dort Weiße oder Indianer sein?«

»Natürlich Weiße«, antwortete Meacham.

»Wenn ich euch Hooker Jim und seine Leute übergebe, werden die Weißen dann den Modocs auch die Männer ausliefern, die unsere Frauen und Kinder am Lost River ermordet haben, damit wir sie vor unser Stammesgericht stellen können?«

Meacham schüttelte den Kopf. »Die Modocs haben keine Rechte mehr, in diesem Land gilt jetzt nur noch das Recht der Weißen.«

»Werdet ihr dann die Männer verurteilen, die auf unsere Frauen und Kinder geschossen haben?« fragte der Häuptling. »Nach eurem eigenen Recht?«

Meacham zögerte einen Moment mit der Antwort, er wusste, dass dies nicht geschehen würde. Gleichzeitig aber ahnte er, dass diese Tatsache auch dem Häuptling bewusst war, und weil er nicht wusste, wie Jack darauf reagieren würde, zögerte er damit, ihm die Wahrheit ins Gesicht zu sagen.

»Wie ich dir schon sagte, in diesem Land gilt nur noch das Recht der Weißen, das Recht der Indianer ist tot«, antwortete er deshalb ausweichend.

»Aber das Recht der Weißen ist nur für die Weißen gut«, sagte Jack. »Deshalb kann ich diese Männer nicht ausliefern, damit ihr sie aufhängt. Ich weiß, dass sie Unrecht getan haben, ihr Blut war voller Gift. Aber nicht sie haben zuerst angefangen mit dem Schießen und Töten, sondern die Weißen. Nein, ich kann sie nicht ausliefern.«

»Die Soldaten werden aber so lange hierbleiben, bis ihr die Lava Beds verlassen habt«, mahnte Meacham. »Und wenn das nicht bald geschieht, werden sie kommen und euch holen. Dabei könnten viele von deinen Leuten sterben.«

Jack ergriff den Arm seines Freundes und starrte ihn flehentlich an. »Dann sag du mir, was ich tun soll. Ich will nicht kämpfen.«

»Es wird nur Frieden geben, wenn ihr die Felsen verlasst«, erwiderte Meacham hart.

»Ihr verlangt also, dass ich die Lava Beds verlasse und mich euch un-terwerfe?«

Ohne auf eine Antwort zu warten, schüttelte der Modoc den Kopf.

»Das kann ich nicht tun. Ich bin die Stimme meines Volkes, aber ich sage dir, die Modocs können auch kämpfen. Sie fürchten den Tod nicht und wir zeigen Canby gerne, wie ein Modoc stirbt.«

Als Meacham in das blasse Gesicht von Winema und Frank Riddle sah, wusste er, dass es nichts mehr zu sagen gab. Trotzdem forderte er den Häuptling auf, mit ihm zu General Canby zu reiten, um mit ihm noch einmal zu verhandeln. Aber Jack lehnte diesen Vorschlag brüsk ab. Er sagte, dass er sich zuerst mit seinen Kriegern beraten musste, ob es überhaupt noch Sinn machte, weiter zu verhandeln, versprach Meacham aber, ihn als Ersten von dem Ergebnis der Beratung zu informieren.

Dann drehte er sich um und verließ das Zelt.

Damit hatte die Unterhaltung ein Ende gefunden, das eigentlich niemand von allen Beteiligten gewollt hatte.

Am nächsten Tag schickte General Canby Winema erneut in das Lager der Modocs. Er ließ den Indianern durch die Frau ausrichten, dass er ihnen eine letzte Gelegenheit zu einem friedlichen Abzug ins Klamath Reservat geben wollte. Alle Modocs, die mit Winema zurückkämen, würden nicht bestraft, mit Ausnahme von Hooker Jim und seinen Leuten.

Jack rief daraufhin sofort eine Versammlung ein und bat seine Cousine, so lange zu warten, um dem General das Ergebnis danach umgehend mitteilen zu können.

Mit dem Ende der Versammlung fiel auch der Vorhang zum letzten Akt der Tragödie der Modocs.

\* \* \*

Als die Sonne allmählich hinter den braunen Hügeln im Westen versank, hatte Winema die Lava Beds durchquert. Die junge Frau ritt auf direktem Weg zu General Canbys Hauptquartier. Verzweiflung erfüllte sie, als sie daran dachte, was ihr Jack nach der Versammlung gesagt hatte. Er wirkte zwar nach außen hin gefasst, aber sein Gesicht glich einer steinernen Maske und seine Stimme zitterte leicht, während er ihr das Ergebnis der Beratung mitteilte.

»Diesmal waren nur noch elf von den Männern dafür, Canbys Angebot anzunehmen. Ich fürchte, der Krieg ist jetzt nicht mehr aufzuhalten.«

Winema ahnte, dass diese Worte den Untergang ihres Volkes ankündigten. Deshalb musste sie so schnell wie möglich das Armeecamp erreichen, um gemeinsam mit ihrem Mann und Alfred Meacham noch zu retten, was zu retten war. Aber je länger der Ritt andauerte und je mehr sie

darüber nachdachte, umso mehr sah sie ihre Hoffnungen schwinden.

Plötzlich kam Hufschlag auf.

Verwundert zügelte sie ihr Pferd und blickte hinter sich. Zuerst sah sie nur eine Staubwolke zwischen den letzten Felsen der Lavafelder aufsteigen, dann den Reiter. Er hockte tief geduckt im Sattel eines hochbeinigen Braunen und ritt in schnellem Galopp direkt auf sie zu. Der Reiter war ein hagerer, junger Modoc, der ihr irgendwie bekannt vorkam. Aber erst, als er den Kopf hob und ihr zurief, dass sie auf ihn warten sollte, erkannte sie ihn. Sein Name war Weuim, er war weitläufig mit ihr verwandt. Verwundert glitt sie aus dem Sattel und starrte ihm entgegen. Hatte ihn Jack geschickt oder warum war er ihr gefolgt?

Er brachte sein Pferd keine drei Schritte vor ihr zum Stehen und glitt atemlos vom Rücken des Braunen. Einen Moment lang blickte er sich gehetzt um, bevor er zu reden begann.

»Reitest du zu deinen Freunden zurück oder ins Lager der Soldaten?«, keuchte er.

»Sowohl als auch, meine Freunde sind im Lager der Soldaten, aber warum fragst du?«

»Dann bleibe dort, komm nicht mehr zurück und sag auch deinen Freunden, dass sie sich nicht mehr mit unseren Leuten treffen sollen.«

»Warum?«, fragte Winema, während langsam eine entsetzliche Vorahnung in ihr hochkam.

»Hooker Jim und seine Männer haben die anderen aufgehetzt. Sie wollen alle töten, die gegen sie sind oder zu den Weißen überlaufen wollen.«

»Was sagt Kintpuash dazu?«

»Nichts mehr, er verliert immer mehr an Macht. Hooker Jim hat alle aufgehetzt und eine neue Beratung für morgen Abend einberufen. Es würde mich nicht wundern, wenn er danach der neue Häuptling ist.«

Entsetzt blickte Winema auf ihren Verwandten. Innerhalb von Sekun-

den hatten sich ihre schlimmsten Ahnungen bestätigt.

»Jetzt reite weiter und warne deine Freunde«, befahl Weuim ungeduldig.

»Und du?«

»Ich muss wieder zurück ins Lager. Wenn sie merken, dass ich dir nachgeritten bin, bekomme ich Ärger.«

Winema hätte ihm noch gerne einige Fragen gestellt, aber der junge Modoc hatte sich inzwischen abrupt abgewandt und ritt bereits so schnell, wie er gekommen war, in das Lager des Stammes zurück. Während sie, in Canbys Lager angekommen, sofort ihren Mann von Weuims Warnungen unterrichtete, stachelte Hooker Jim in der Zwischenzeit die Krieger immer weiter auf. Er scheute sich dabei auch nicht davor, Jack des Verrats zu bezichtigen und als am Abend des 7. Aprils die neue Versammlung begann, rebellierten bereits viele der Krieger offen gegen ihren Häuptling.

Selbst der bis dahin als gemäßigt geltende Schonchin John war jetzt für den Krieg, wie seine erbitterten Worte, mit denen er die Versammlung eröffnete, jedem zeigten.

»Die Weißen haben mich oft betrogen und belogen. Jetzt aber ist es genug. Ich denke nicht daran, mich wieder von ihnen betrügen zu lassen. Die Kommissare reden doch nur deshalb ständig vom Frieden und halten uns hin, damit die Armee genug Zeit hat, weitere Soldaten und Kanonen heranzuschaffen. Ich sage euch, der Tag wird kommen, an dem sie sich stark fühlen, uns selbst hier in den Lava Beds anzugreifen, und dann werden sie uns alle bis auf den letzten Mann umbringen.«

Nachdem er sich wieder auf den Boden gesetzt hatte, erhob sich als nächstes ein großer, dunkelhäutiger Krieger aus dem Kreis der dichtgedrängt um das Beratungsfeuer sitzenden Männer. Sein Name war Black Jim.

Voller Zorn schüttelte er sein Gewehr, während er sprach.

»Auch ich werde mich nicht von den Kommissaren mit Geschenken locken lassen, damit mich danach die Soldaten wie einen räudigen Hund erschießen. Ich bin sogar dafür, dass wir erst sie töten, bevor wir gegen die Armee kämpfen.«

Alle Blicke wandten sich nun Captain Jack zu. Kalter Schweiß brach ihm aus, als er sich langsam erhob. Einen Moment lang stand er regungslos da. Der Schein des Beratungsfeuers fiel auf sein rotbronzenes Gesicht mit den großen, melancholischen Augen.

»Oh, ihr Narren, ihr seid wie kleine Kinder, die nicht wissen, was sie tun. Die Weißen sind so viele wie Blätter im Wald. Wenn wir gegen sie kämpfen, werden sie auch unsere Frauen und Kinder töten. Lasst mir deshalb noch etwas Zeit, damit ich versuchen kann, mit den Kommissaren neu zu verhandeln. Ich werde versuchen, Jim und seine Leute zu retten und gutes Land für unsere Reservation zu bekommen. Aber ihr müsst noch warten, ihr dürft noch nicht mit dem Krieg beginnen.«

»Bist du inzwischen blind geworden?«, zischte Black Jim wütend. »Siehst du denn nicht, dass bald jeden Tag neue Soldaten eintreffen? Hast du nicht zugehört, als unsere Späher berichteten, dass die letzten Soldaten Kanonen mitgebracht haben, mit denen sie Kugeln abschießen können, die so groß wie dein Kopf sind?«

Als sich ihm Jack zuwandte, erhob sich in den Reihen der Krieger unvermittelt ein dumpfes Raunen. »Tötet, tötet, tötet«, ertönte es wie Donnergrollen um das Feuer.

Jack senkte den Kopf.

Er hatte erkannt, dass es nutzlos war, noch mehr zu sagen. Niedergeschlagen wollte er den Kreis der Krieger verlassen, als sich ihm Black Jim und Hooker in den Weg stellten.

»Wenn du noch unser Häuptling bist, dann töte einen von diesen Kom-

missaren. Oder noch besser, töte Canby, wenn du ihn das nächste Mal siehst.«

»Damit würde ich alles nur noch schlimmer machen. Nein, das kann und werde ich nicht tun.«

»Doch«, erwiderte Hooker Jim. »Du wirst ihn töten oder deine eigenen Männer werden dich töten.«

Bevor Jack darauf etwas erwidern konnte, waren einige von Hookers Anhängern aufgesprungen, warfen ihm einen Frauenschal und einen Kopfschmuck um die Schultern und tanzten um ihn herum, während sie ihn dabei immer wieder als fischherziges Weib verspotteten. Jack wusste, dass er nicht nur als Häuptling, sondern auch als Krieger für alle Zeiten erledigt war, wenn es ihm nicht sofort gelang, ein Zeichen der Stärke zu zeigen.

»Ich werde Canby töten, ich verspreche es«, sagte er vor unterdrücktem Zorn.

Dann stieß er Black Jim und Hooker Jim beiseite und verließ die Beratung.

\* \* \*

Winema hatte das Lager in den Lava Beds, seit es von den Soldaten umstellt war, beinahe täglich besucht und war so zum wichtigsten Bindeglied zwischen den Modocs und der Friedenskommission der Weißen geworden. Aber als sie weder am nächsten noch an dem darauffolgenden Tag erschien, begannen die Modocs nervös zu werden und sahen ihre Pläne in Gefahr. Nach einer kurzen Beratung wurde Boston Charley dazu bestimmt, in die Rolle des Vermittlers zwischen Rot und Weiß zu schlüpfen. Er war derjenige unter ihnen, der am besten Englisch sprechen und verstehen konnte.

Seine erste Aufgabe bestand zunächst darin, General Canby zu unterrichten, dass sich die Modocs mit ihm und den Kommissaren treffen wollten. Boston sollte die Weißen wissen lassen, dass die Indianer unbewaffnet zu dem Zelt kommen würden, welches Canby am 3. April auf dem mit Salbeisträuchern bedeckten Platz vor dem Armeelager hatte errichten lassen, wobei sie dasselbe auch von ihnen erwarteten.

Das Treffen sollte am Freitag, den 11. April, stattfinden.

Einen Tag, bevor sich die Modocs dorthin auf den Weg machten, appellierte Jack noch einmal an die Vernunft der Krieger. Er sagte ihnen, dass sie alle sterben würden, wenn sie mit dem Kampf beginnen würden, aber die Männer schrien ihn nieder.

»Lass uns endlich kämpfen, damit wir schnell sterben. Sterben müssen wir auf jeden Fall.«

Damit war alles gesagt.

Am Karfreitagmorgen, dem 11. April 1873, machten sich Captain Jack, Hooker Jim, Schonchin John, Ellens Mann, Black Jim und Shacknasty Jim bereits früh am Morgen auf den Weg.

Ein kalter Wind wehte von Norden her über das Land und stieß und zerzte an dem Konferenzzelt, dessen Segeltuchplanen im Wind knatterten. Nachdem nach einer Stunde immer noch nichts von den Kommissaren zu sehen war, machten die Indianer ein Feuer, um sich zu wärmen.

Keiner von ihnen hatte ein Gewehr bei sich, aber unter ihren Jacken hielten sie Pistolen und Messer versteckt.

Als das Holz ihres Feuers heruntergebrannt war, wurden die Indianer allmählich ungeduldig.

Von den Kommissaren war immer noch nichts zu sehen.

Aber gerade, als in ihren Reihen die ersten Stimmen laut wurden, ob es nicht besser war, wieder umzukehren, kamen sie. Es war bereits kurz nach elf.

Die Spitze der Kommission bildeten General Canby und Reverend Thomas, die zu Fuß unterwegs waren. Dahinter folgten auf dem Rücken ihrer Pferde Alfred Meacham, Dyar, der Reservationsagent, Frank Riddle und seine Frau Winema, die Schuld an dem verspäteten Eintreffen der Kommission hatte. Bis zuletzt hatte sie die Männer beschworen, nicht zu dem Treffen zu gehen. Begleitet wurde die Gruppe von den Modocs Boston Charley und Bogus Charley, die als Dolmetscher fungieren sollten. Außer Meacham und Dyar war keiner der Weißen bewaffnet. Diese beiden hatte sich aufgrund Winemas Warnungen vorsichtshalber eine Derringerpistole in die Jackentasche gesteckt.

Als sie vor dem Zelt ankamen, zog Canby nach einer knappen aber höflichen Begrüßung ein Zigarrenkistchen aus irgendeiner Falte seines Uniformrocks und bot jedem eine an. Die Männer zündeten sich ihre Zigarren mit einem glimmenden Ast aus dem Feuer an, setzten sich dann rund um das Zelt auf den steinigen Boden und rauchten schweigend einige Minuten.

Schließlich erhob sich Canby und ergriff als erster das Wort.

»Ich bin gekommen, um endlich Frieden zu schließen. Ich bin heute hier, um euch alle in ein gutes Land zu führen und dafür zu sorgen, dass ihr alles erhalten werdet, um so leben zu können wie die Weißen. Ihr habt mein Wort, also überlegt es euch.«

Nachdem er sich wieder hingesetzt hatte, begann Meacham als nächster zu sprechen. Dazu legte er seinen Mantel über den Sattel seines Pferdes und breitete theatralisch die Arme aus.

»Der große Vater in Washington schickt mich, damit ich alles Blut, das bisher vergossen wurde, beseitige. Ihr könnt den Worten des Generals Glauben schenken. Auch ich werde euch begleiten, wenn man euch in ein besseres Land führt. Ein Land, wo es genügend Häuser, Lebensmittel, Kleider und Decken gibt und wo die Modocs für immer in Frieden

leben werden.«

Als sich Meacham wieder auf den Boden setzen wollte, schüttelte Jack vehement mit dem Kopf.

»Was sollen wir in diesem Land? Lasst uns doch hier in der Nähe zwischen dem Tula Lake und den Lava Beds leben und zieht eure Soldaten ab. Behaltet eure Kleider, die Lebensmittel und Decken, wir brauchen diese Dinge nicht. Die Modocs haben schon immer von dem gelebt, was sie mit ihren Gewehren erlegen oder in den Fallen fangen konnten.«

»Genug davon, lasst uns endlich wie Männer reden und nicht wie Kinder«, fauchte Meacham.

Er war über diese Antwort sichtlich verärgert und wollte einfach nicht begreifen, warum die Indianer nicht auf ihre Versprechen eingehen wollten. Schonhin Jim, der etwa vier Schritte hinter ihm stand, antwortete ihm in der Sprache der Modocs wütend, dass er gefälligst sein Maul halten sollte.

Hooker Jim, dessen Hass auf die Weißen am unverzeihlichsten war, sagte nichts. Stattdessen erhob er sich und schlenderte langsam auf Meachams Pferd zu. Dort angelangt nahm er dessen Mantel vom Sattel, schlüpfte hinein und knöpfte ihn zu. Als er wieder zu den Männern zurückging, ahmte er die ungelenken, storchenartigen Bewegungen Meachams nach und verzog dabei sein Gesicht zu den unwirklichsten Grimassen.

»Ich nicht aussehen wie Meacham?«, radebrechte der Indianer in holprigem Englisch.

Außer den Modocs schien das niemand der anderen lustig zu finden. Die Gespräche der Männer verstummten. Meacham selbst enthielt sich einer Antwort. Stattdessen versuchte er als Betroffener, das ganze als Witz aufzufassen und bot dem Indianer sogar noch seinen Hut an.

»Nicht ganz, erst wenn du den hier aufsetzt, bist du wirklich Me-

acham.«

Hooker Jim starrte ihm einen Moment lang starr in die Augen.

»Behalte Hut«, antwortete der Indianer emotionslos. »Ich noch kann warten, bald schon mir gehört alles.«

Winema, Jacks Cousine, wurde leichenblass, während die Männer unbeeindruckt weiterredeten. Es hatte den Anschein, als wäre sie die einzige, der die Bedeutung dieser Worte bewusst geworden war.

Selbst Canby, der bereits seit beinahe dreißig Jahren mit den Indianern zu tun hatte, schien nichts von der versteckten Drohung bemerkt zu haben. Er sprach einfach weiter und bat Jack, ihm zu vertrauen, während er ihm zu erklären versuchte, dass nur der Große Weiße Vater in Washington die Befugnis hatte, die Soldaten zurückzuziehen. Bevor er aber mit seinen Ausführungen zum Ende kommen konnte, sprang Jack abrupt auf.

»Wir können keinen Frieden machen, solange diese Soldaten unser Lager umzingeln. Wenn du meinen Leuten ein Zuhause versprichst, dann tue es heute und halte dein Wort. Das ist die letzte Gelegenheit, ich habe es satt, länger hingehalten zu werden.«

Meacham war der gereizte Ton in Jacks Stimme nicht entgangen.

»Verdammt Canby, irgendetwas scheint hier vorzugehen. Versprechen Sie es ihm einfach! Um alles, was ich Sie bitte, versprechen Sie es ihm.«

Bevor Canby etwas sagen konnte, drehte sich Jack wutentbrannt vom Feuer weg. An seiner Stelle wandte sich jetzt Schonchin John dem General zu. Seine Stimme klang aber genauso gereizt wie die von Jack.

»Schick endlich deine Soldaten weg. Wir haben es satt zu reden. Verstehst du, wir haben es satt!«

In diesem Moment drehte sich Jack wieder um und sagte auf Modoc:  
»Ot-we-kau-tux-e«<sup>3</sup>

---

3 Es ist soweit.

Dann zog er seine Pistole unter der Jacke hervor und richtete die kreisrunde Mündung seiner Waffe direkt auf Canbys Kopf. Eine unwirkliche Stille, die eine halbe Ewigkeit zu währen schien, legte sich über den Platz. Dabei dauerte das nachfolgende Geschehen keine sechzig Sekunden. Jack krümmte den Finger, der Hammer klickte, doch es fiel kein Schuss. Canby starrte den Häuptling erstaunt an, dann krachte der Revolver doch und der General stürzte tot zu Boden. Das Blut schoss aus seiner Brust wie aus einem geplatzen Wassersack. Einen Moment später erschoss Boston Charley Reverend Thomas. Meacham überlebte nur, weil Winema die Pistole von Schonchin Jim zur Seite schlug und mit ihm, ihrem Mann und Dyar im allgemeinen Durcheinander entkommen konnte.

Bevor die Modocs zu ihrem Stützpunkt zurückkehrten, zog Jack General Canby die Uniform aus und schlüpfte selber hinein.

\* \* \*

Die Sonne stand einem roten Ball gleich in ihrem Rücken, als Scarfaced Charley seine Männer zwischen den Felsspalten der östlichen Lava Beds postierte. Der Modoc lag hinter einem Schlackenkegel auf dem Bauch, das Gewehr vor sich. Ein Lächeln kerbte sich in sein Gesicht, als er den Blick wandte und sah, wie die Krieger auf seine Zeichen hin eins mit ihrer Umgebung wurden.

*Ai-ee, sollen sie nur kommen, dachte Scarface, wir werden sie auch diesmal wieder zurückschlagen.* Obwohl er wusste, dass die Weißen inzwischen im Warm-Spring Reservat eine größere Gruppe Tenino-Indianer angeheuert hatten, welche die Modocs in den unzugänglichen Lava Beds aufspüren sollten, war er voller Zuversicht.

Seine Gedanken wanderten zurück.

Drei Tage nach dem Tod von General Canby hatte der große Kampf begonnen.

Stundenlang hatten die Mörserbatterien gedonnert und die Erde der Lavafelder mit ihren Granaten zum Erzittern gebracht. Auch ihn hatten Zweifel befallen, als das Heulen der Verzagten, der Frauen und Kinder immer lauter in seinen Ohren gellte und die Infanteristen in immer größer werdenden Wellen gegen ihren Stützpunkt stürmten. Aber dann hatte sie Kintpuash durch die Felsen geführt, und als die Soldaten ihre Höhle schließlich überrannten, war sie leer.

Zu gern hätte er die Gesichter der Weißen gesehen.

Seitdem zogen sie ständig durch die Felsspalten und Höhlen der Lava Beds und führten die Armee sozusagen an der Nase herum. Inzwischen jedoch war es an der Zeit, den Soldaten eine weitere Lektion zu erteilen. Die Teninos wurden allmählich zur Gefahr, sie führten die Weißen immer näher an ihre Schlupfwinkel heran.

Deshalb hatten sie sich hier postiert und warteten.

Als die Schatten länger wurden, fühlte Scarface ihr Herannahen.

Er spürte sie, noch ehe er sie sah.

Zuerst erreichte ein unterdrückter Laut seine Ohren. Dann das gedämpfte Stampfen von Pferdehufen, das immer lauter wurde, und schließlich konnte er sie sehen. Sie kamen von Westen her auf die Modocs zu, eine nicht enden wollende Kolonne von geduckten Gestalten auf schnaubenden Pferden. Kurz vor ihrer Deckung schwärmten die vordersten Reiter aus.

Es waren Indianer.

»Scouts«, flüsterte Scarface so leise, dass nur der Abendwind seine Worte hören konnte.

Wasco, mit kurzen Haaren und Topfhüten auf den Köpfen, Wappato mit ihren bunten Stirnbändern und bronzefarbene Cathlamet mit Patro-

nengurten, die sich über ihrer Brust kreuzten. Sie ritten langsam und beobachteten ständig den Boden.

Etwa einhundert Fuß hinter ihnen kamen die Soldaten in Dreierreihen; mehr Soldaten, als Scarface jemals zuvor auf einem Fleck gesehen hatte.

Die Scouts waren nun nahe heran, ihr Anführer war ein Wappato. Er betrachtete den Boden, sein breitkrepziger Schlapphut beschattete sein Gesicht. Plötzlich krachte ein Gewehr, der Wappato riss die Arme in die Höhe und sein Hut flog weg.

Das Pferd brach zur Seite aus und sein Reiter stürzte tot zu Boden. Ehe das Echo des Schusses erstarb, krachte ein weiteres Gewehr, traf einen anderen Scout in den Kopf und warf ihn über den Hals seines Pferdes. Das von dem Schuss erschreckte Tier bäumte sich auf und warf seinen Reiter zu Boden. Weitere Gewehre krachten, weitere Männer starben.

Soldaten fluchten, Schüsse peitschten, Pferde wieherten.

Die Modocs waren erfahrene Rotwildjäger und von daher ausgezeichnete Schützen. Scarface und seine Krieger hätten die ganze Kompanie mühelos vernichten können, aber Scarface war kein Schlächter. Als er der Meinung war, dass die Soldaten ihre Lektion bekommen hatten, zog er sich mit seinen Männern wieder zurück. Die Kompanie hatte inzwischen jegliche Disziplin abgelegt. Alle ritten ziellos umher, fluchten und schrien, während das Ächzen und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden immer lauter wurde.

Über das ganze Durcheinander hoben sich deutlich die Stimmen der Offiziere ab. Sie drehten um und zogen sich zurück. Die Indianerscouts rissen ihre Pferde herum und folgten den Soldaten schreiend.

Eine halbe Meile später hielten sie an. Befehle wurden gerufen und tönten zu den Modocs herüber. Kurz darauf wendeten die Männer ihre Pferde und jagten donnernd davon.

Als die Sonne mit ihnen im Osten verschwand, blieb die Hälfte der

Soldaten und Indianerscouts in den Lava Beds zurück.

Genauso kalt und tot wie die Felsen der Lavafelder.

\* \* \*

Die vier Reiter kamen in die Lava Beds, als die untergehende Sonne ihr dunkles Felsgestein in blutrotes Licht tauchte. Als Jack die Männer erkannt hatte, legte sich ein feuchter Schimmer über seine Augen.

Es waren Hooker Jim und drei seiner Anhänger, die langsam vom Clear Creek aus auf die Lavafelder zukamen. Jene Männer, die er noch bis vor wenigen Tagen beschützt hatte und die ihn zum Dank dafür inzwischen verraten hatten. Nachdem die Übermacht der Soldaten immer erdrückender geworden war, mussten sich die Modocs immer wieder zerstreuen, um ihnen zu entkommen. Von dem Tag an, als sie ihre Pferde schlachteten, damit sie etwas zu essen hatten, war es immer häufiger zum Streit zwischen ihm und Hooker Jim gekommen, bis Hooker und seine Leute ihn schließlich verließen. Danach waren ihm noch genau siebenunddreißig Krieger für den Kampf gegen mehr als 1000 Soldaten geblieben.

Aber es kam noch schlimmer.

Nachdem der neue Militärkommandeur, General Jefferson C. Davis, Hooker und seinen Leuten Straffreiheit zugesichert hatte, erklärten diese sich bereit, ihn aufzuspüren. Seither wusste er, dass er am Ende seines Pfades angelangt war. Was er nicht verwinden konnte, war weder das Wissen um die Ausweglosigkeit seines Kampfes, noch der Tod, dem er bereits ins Angesicht blickte, sondern die Tatsache, dass ihn nicht die Soldaten besiegt hatten, sondern seine eigenen Leute.

»Die Soldaten schicken uns«, schrie Hooker Jim, als er sich Jack mit seinen Männern bis auf Rufweite genähert hatte. »Sie lassen dir ausrich-

ten, dass sie dich gerecht behandeln werden, wenn du kapitulierst, und sie dafür sorgen werden, dass unsere Leute genug zu essen bekommen.«

»Ihr seid nicht besser als Coyoten oder Schlangen«, rief Jack zurück. »Ihr reitet die Pferde der Soldaten und ihr tragt ihre Waffen. Ihr habt euch eure Freiheit erkauft, indem ihr mich ihnen ausliefern wollt. Ihr habt erkannt, dass das Leben süß ist, aber daran dachtet ihr nicht, als ihr mich gezwungen habt, Canby zu töten. Ich dachte, wir würden Seite an Seite kämpfen und sterben, aber ihr habt mich hintergangen. Jetzt bin ich wohl der Einzige, den die Soldaten noch töten wollen, vielleicht noch Black Jim oder Boston Charley. Nur du und die anderen, die mir feige in den Rücken gefallen sind, werden wieder genug zu essen haben und den Frieden finden. Ich spucke auf euch, ihr vogelherzigen Männer.«

Hooker senkte beschämt den Kopf und versuchte, näher an Jack heranzukommen. Aber der Modochäuptling spannte den Abzug seiner Waffe und trat aus der Deckung.

»Wagt es nicht! Wenn ihr in die Reichweite meines Gewehres kommt, werde ich euch abknallen wie rüdidige Hunde.«

Die Männer zogen ihre Pferde herum und ritten stumm davon.

Ende Mai wurde Captain Jack mit drei Kriegern, die bis zuletzt bei ihm geblieben waren, in einem Dickicht gestellt. Als er hervorkam, trug er Canbys Uniform; sie war schmutzig und zerfetzt. Mit steinerner Miene übergab er einem Offizier sein Gewehr.

»Meine Beine tragen mich nicht mehr«, sagte er. »Ich bin bereit zu sterben.«

Wenn es nach General Davis gegangen wäre, hätte man ihn sofort gehängt, aber das Kriegsministerium ordnete einen Prozess an. Captain Jack, Schonchin Jim, Boston Charley und Black Jim wurden in Fort Klamath des Mordes angeklagt. Noch während der Verhandlung errichteten

Soldaten vor dem Gerichtsgebäude einen Galgen.

Jetzt konnte jeder sehen, dass es keinen Zweifel daran gab, wie das Urteil ausgehen würde.

## **Nachtrag**

Captain Jack und die anderen Angeklagten wurden am 3. Oktober 1873 gehängt.

In der Nacht nach der Hinrichtung wurde seine Leiche von Unbekannten ausgegraben, einbalsamiert und nach Yreka gebracht.

Wochen später wurde sie in den Städten des Ostens gegen einen Eintritt von zehn Cent in Schaubuden ausgestellt. Die knapp 150 überlebenden Modocs, Männer, Frauen und Kinder, unter ihnen auch Hooker Jim, siedelte man ins Indianer-Territorium aus. Sechs Jahre später war Hooker Jim tot und auch die meisten anderen starben noch vor 1909, jenem Jahr, in dem man den Überlebenden erlaubte, wieder nach Oregon zurückzukehren. Es waren noch 51 Modocs, genau dieselbe Anzahl, die Kintpuash damals an Kriegern zu Verfügung hatte, als er gegen die Armee kämpfte.

Der Krieg hatte fünfzig Soldaten und fast ebenso vielen Zivilisten und Indianerscouts den Tod gebracht. Er hatte mindestens einhundert Verletzte gefordert und den amerikanischen Steuerzahler eine halbe Million Dollar gekostet. Für nicht einmal ein Zehntel der Summe hätte man den Indianern bis an ihr Lebensende erlauben können, in den Lava Beds zu wohnen; jenen Lavafeldern, die man bis heute noch nicht besiedelt oder urbar gemacht hat.

**ENDE**

## Literatur

Brown, Dee: *Begrabt mein Herz an der Biegung des Flusses*, Knaur, 1972

Hack, Joachim: *Das große Buch der Indianer*, ungekürzte Lizenzausgabe, RM Buch und Medien GmbH

### Vorschau auf Band 2

Dumpfer Hufschlag hallte wie das Grollen eines herannahenden Unwetters durch El Paso und wurde von den Häuserfassaden der Stadt zurückgeworfen.

Schrilles Lachen drang durch die nächtlichen Straßen, Pferde wieherten, Männer schrien.

»Gleich geht es wieder los!«, keuchte Bob Walker.

In seinem Gesicht zuckte es nervös, während er vom Stuhl glitt.

Dann krachten auch schon die ersten Schüsse.

Erwartet mit Spannung Band 2 mit dem Titel

***Fünf Sekunden bis zum Tod.***

Gunman, Marshal, Säufer – eine historische Erzählung über Dallas Stoudenmire, den Mann, der einst El Paso zähmte.

